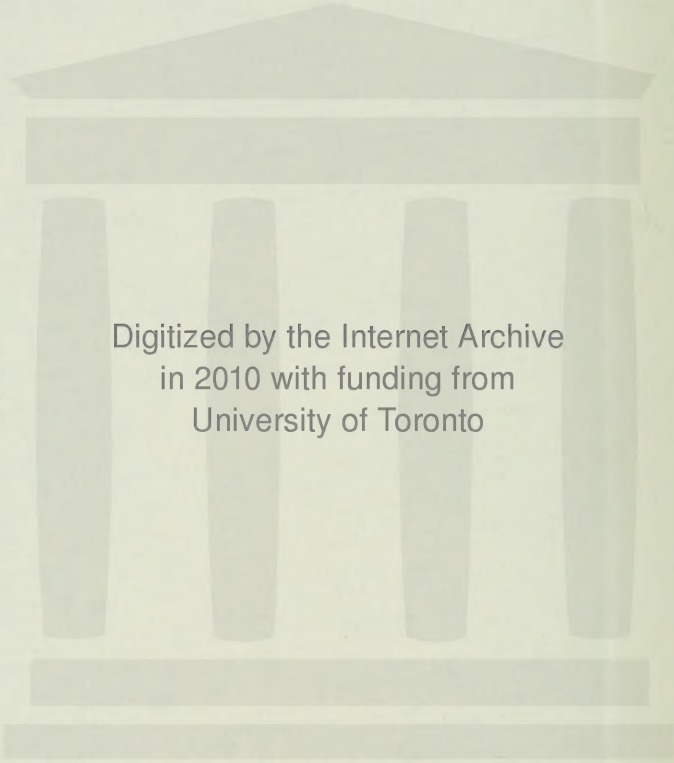
3 1761 07293479 7

BM
740
K29
1911
c. 1

ROBA


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mashalumelitsahg00kant

משל ומליצה

Gleichnisse für Reden über jüdische Angelegenheiten

Von

Dr. Felix Kanter

Rabbiner.

Verlag von J. Kauffmann ⁘ Frankfurt am Main ⁘ 1911

משל ומליצה

Gleichnisse für Reden über jüdische Angelegenheiten

Motto:

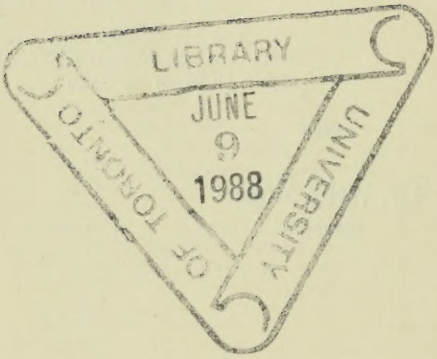
אל יהי המשל הזה קל בעיניך
שע"י המשל הזה אדם יכול
לעמוד בדברי תורה
(שיר השירים רבה א')

„Achte das Gleichnis nicht gering.
Denn durch das Gleichnis versteht der
Mensch die Worte der Thora."

Von

Dr. Felix Kanter
Rabbiner

Verlag von J. Kauffmann ⁘ Frankfurt am Main ⁘ 1911


LIBRARY
JUNE
9
1988
UNIVERSITY
OF TORONTO

Dem treuen Israeliten

in weiter Ferne

Herrn Adolf Stahl

in Guatemala (Amerika)

in Dankbarkeit und Verehrung

zugeeignet

vom Verfasser.

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
from
the estate of

Aaron M. Kamerling

Vorwort.

אל יהי המשל הזה קל בעיניך
שע"י המשל הזה אדם יכול לעמוד
בדברי תורה (שיר השירים רבה א')

„Achte das Gleichnis nicht gering. Denn durch das Gleichnis versteht der Mensch die Worte der Thora."

Das Gleichnis war in der alten Homiletik eingebürgert und nahm hier etwa jenen Rang ein, den in den exakten Wissenschaften das Beispiel, die Demonstration, das Experiment innehaben. Freilich beschränkte sich seine Verwendung darauf, schwierige rabbinische Stellen dem Verständnisse näher zu bringen, dunkle Aussprüche in helle Beleuchtung zu rücken. Vielleicht mag darin die Ursache liegen, daß das Gleichnis aus der modernen homiletischen Literatur fast vollständig verdrängt wurde, denn der moderne Kanzelredner erblickt seine vornehmlichste Aufgabe weniger in der Erklärung biblischer oder talmudischer Aussprüche, als vielmehr in der unmittelbaren, lebendigen Wirkung seiner Worte auf den Zuhörer. Und doch weiß jeder Redner, mit welchem Interesse, mit welcher Spannung das Auditorium den Sagen und Erzählungen aus Talmud und Midrasch lauscht.

Von den folgenden Ausführungen sind einige bereits in verschiedenen Blättern erschienen. Man dürfte ihnen daher eine polemische Färbung anmerken. Der Verfasser wollte sie jedoch in ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergeben. In ihrer Gesamtheit enthalten die folgenden Darlegungen den Versuch, auf Grund alter und neuer Gleichnisse vornehmlich moderne, zeitgemäße Fragen, die dem Interesse eines jeden denkenden Juden naheliegen, zu behandeln. Doch haben auch religiöse Themata, deren Einteilung der Reihenfolge der

Festtage folgt, darin Aufnahme gefunden. Da dieses Buch nicht für Fachgenossen allein bestimmt ist, sondern auch für die Erbauung und Belehrung von Laien, so glaubte der Verfasser, ihm eine möglichst populäre, leichtfaßliche Form verleihen zu müssen. Derselbe beabsichtigt, im Falle der vorliegende Versuch freundliche Aufnahme seitens einer wohlmeinenden Kritik finden sollte, im Verein mit einem befreundeten Kollegen eine weitere Sammlung solcher Gleichnisse folgen zu lassen. So mögen denn die folgenden Ausführungen dazu beitragen, alten, vergessenen Kleinodien die gebührende Schätzung und den in ihrem Lichte sich spiegelnden Problemen ein reges Interesse zu erringen.

Zum Schlusse gedenkt der Verfasser dankend seines Freundes, des Herrn Rabbiners Dr. Oppenheim in Olmütz, und des Herrn cand. phil. Rudolf Schwarz für die freundliche Mithilfe bei der Durchsicht des Manuskriptes und der Druckbogen.

Zwittau (Mähren), im Jiar 5671. / Mai 1911.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zu ראש השנה

Die Schauforstimme 1
Die Selichot 4
אבינו מלכנו 7
Was sollen die hohen Feiertage bewirken? 9
Das Leben ein Traum 11
Das Weltrad 14
Die Zufriedenheit als Folge der Genügsamkeit 18
Eine ernste Betrachtung 21

Zu יהכ"פ.

Eine doppelte Mahnung des Versöhnungstages 24
Die richtige Zurechtweisung 28
Liebe und Versöhnung 31
Was sind wir, und was sollen wir sein? 35

Zu סכות.

Das Schöne und Einfache 38
Die wahre Hilfe. I 41
Die wahre Hilfe. II 45
Das Schlußfest 48

Zu חנוכה.

Was fehlt unsern Gemeinden? 50

Zu אחרון של פסח.

Nütze aus die Zeit 55

Zu שבועות.

Warum ist das Offenbarungsfest kein Freudenfest? 58
Feindliche Angriffe auf die Thora 60
Israel und seine Lehre 63
Die religiöse Erziehung der jüdischen Jugend. I 67
Die religiöse Erziehung der jüdischen Jugend. II 70

Zu שבת נחמו.

Israels Trost und Hoffnung 73
Der Zionismus. I 77
Der Zionismus. II 80

Seite

Verschiedenes.

Israels Leiden — ein Mittel zu seiner Erhaltung . . . 83
Das Studium der jüdischen Geschichte 87
Lohn und Strafe 90
Ist von der Einführung von Reformen das Wiedererwachen des religiösen Geistes zu erwarten? 93
Die Reformbewegung in manchen Gemeinden der Jetztzeit . 97
Künstliche Mittel zur Hebung des Gottesdienstes 102
Die Leiden 105
Ein Trost im Leide 109
Wenn die Not am höchsten ist 112
Die Zunge 114
Die öffentliche Ermahnung 118
Glaube und Bildung 121
In früheren Zeiten 124

Die Schauforstimme.

In einem kleinen Städtchen in Polen lebte einst ein Mann, dem durch einen Haupttreffer ein großes Vermögen in den Schoß fiel. Von den kleinen und kleinlichen alltäglichen Nahrungssorgen befreit, entschloß er sich auf Anraten seiner Freunde, auf Reisen zu gehen, um Land und Leute, fremde Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, um sein Wissen zu bereichern, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Er begab sich nach Berlin, wo er im vornehmsten Viertel ein elegantes Hotel bezog. Aber schon am ersten Tage nach seiner Ankunft in der Metropole Deutschlands erlebte er etwas, was ihn anfangs in Furcht und Schrecken versetzte. Als er sich nämlich, matt und müde von den Anstrengungen der ungewohnten weiten Reise, nachts zur Ruhe begab, vernahm er plötzlich schrille Pfiffe und unheimliche Töne, wie er solche noch nie gehört. Diese Töne, die von der sonst stillen und abseits vom Verkehre gelegenen Straße zu ihm emporbrangen, wurden auch von einem Gerassel und Geknatter, von einem Glockengeläute und einem Lärm begleitet, daß er, heftig erschrocken, in seine Kleider schlüpfte und auf die Straße eilte, um den Grund dieses Lärms und Getöses zu erfahren. Die andern Hotelgäste, die seine Furcht und Bestürzung gewahrten, suchten ihn zu beschwichtigen und zu beruhigen. Sie meinten: die unheimlichen, schrillen Töne, die er soeben vernahm, werden Feuersignale genannt. Sobald in Berlin Feuer ausbricht, wird ein solches Signal gegeben, worauf die Feuerwehr mit allen ihren Löschapparaten ausrückt, um das verheerende Element zu bekämpfen. „Wie?" fragte ganz bestürzt der unerfahrene Kleinstädter aus Polen, „es brennt in der Stadt! Da muß ich meine Sachen packen und das Hotel schleunigst verlassen." Die andern Hotelgäste suchten ihn abermals zu beruhigen, indem sie zu ihm

sprachen: „Wisse, sobald das Feuersignal gegeben ist und die Feuerwehr ausrückt, ist jede Gefahr ausgeschlossen. Schlafe nur ruhig und lasse dich nicht im geringsten stören." Der Pole begab sich darauf tatsächlich zur Ruhe, und da er matt und müde von der weiten Fahrt war, schlief er auch fest und gut die ganze Nacht durch. Als er glücklich am andern Tage erwachte, war er nun um eine wichtige Erfahrung reicher: bei Ausbruch eines Brandes genügt es vollständig, ein Feuersignal zu geben, worauf man sich zur Ruhe begeben kann, ohne das verheerende Element weiter zu fürchten. Bald sollte ihm auch Gelegenheit geboten werden, seine neue Erfahrung praktisch zu verwerten. Als er nämlich nach kurzer Zeit in sein Heimatstädtchen zurückkehrte, brach dort des Nachts ebenfalls Feuer aus. Im Nu waren alle Einwohner der Stadt auf den Beinen; jeder eilte zur Brandstätte, zu löschen und zu retten, was noch zu retten war. Herzzerreißend war das Jammern und Weinen der Frauen und hilflosen Kinder; die Männer, die sich am Löschen beteiligten, schrien und lärmten; alles schrie und lärmte durcheinander; man lief und rannte, man eilte und jagte, ohne zu wissen, wohin und wozu. Seiner in Berlin gemachten Erfahrung gedenkend, gebot der reiche Mann Ruhe, und mit lauter, weithin tönender Stimme sprach er zu den bestürzten Einwohnern der Stadt: „Freunde, Mitbürger, höret mein Wort. Ich meine es sehr gut mit euch, weil euer Schicksal mir nahe geht. Darum gebiete ich euch: Lasset das Feuersignal ertönen, dann suche jeder sein Lager ruhig auf. Denn wenn das Signal ertönt, dann ist jede Gefahr vorüber." Die Leute taten, wie ihnen befohlen wurde. Schrill und unheimlich tönte das Feuersignal in die Stille der Nacht hinaus; die Einwohner begaben sich zur Ruhe, und die ganze Stadt — sie ward ein Raub der Flammen. Vor der Wut seiner obdachlos gewordenen Mitbürger sich flüchtend, begab sich

der weise Ratgeber, der eine ganze Stadt vernichtet hatte, abermals nach Berlin, wo er jene Herren zur Rede stellte, die ihm damals die, wie er glaubte, falsche Auskunft erteilten. Er überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen und erzählte ihnen den Hergang des Brandes in seiner Heimatstadt und die furchtbaren Folgen, die er durch seinen Rat erzielte. „Freund," sprachen die Berliner zu ihm, „was wir dir damals von dem Signal sagten, beruht auf Wahrheit. Aber wisse: das Signal ertönt nicht etwa deshalb, um den Leuten zu verkünden, daß sie weiter ruhig schlafen können und sollen, sondern im Gegenteil, um die Feuerwehrmänner vom Schlafe aufzuwecken und aufzurütteln, sie zu veranlassen, ihr Lager zu verlassen und zur Brandstätte zu eilen, um zu löschen und das Feuer zu ersticken. Das Signal allein ist ganz nutz- und wertlos, wenn die, die löschen können und löschen sollen, im Schlafe verharren und sich weiter nicht stören lassen."

Freunde, das Signal, das wir in diesem Monate und besonders am Rosch-haschonoh in unsern Gotteshäusern vernehmen, die Schauforstimme, verfolgt denselben Zweck: sie will uns aufwecken und aufrütteln aus dem Schlafe des Alltagslebens; sie will, daß wir alle uns rüsten sollen mit jenen bekannten Apparaten, die wir תשובה תפלה וצדקה „Buße, Gebet und Wohltätigkeit" nennen; sie will noch mehr, sie will, daß wir den Brand löschen sollen, und dazu ist Wasser nötig. Ja, Tränen versagen nie ihre Wirkung. שערי דמעות לא ננעלות Tränen, aus reuevoller Brust emporquillend, sieht Gott jederzeit, und sie sind des Menschen bester Fürsprecher vor Gottes erhabenem Richterthrone am Tage des Gerichtes. Wer aber die Schauforstimme vernimmt und im Schlafe weiter verharrt, der hat sich die Folgen einer solchen Handlungsweise selber zuzuschreiben. Wir sollen die Schauforstimme hören, um zu erwachen, nicht

aber sie vernehmen, um dann desto ruhiger zu schlafen. Dieses ist auch der Sinn des Ausspruches unserer Weisen, die da behaupten: die Schauforstimme rufe den Israeliten zu עורו ישנים משנתכם „Wachet auf, wachet auf, ihr Schlafenden aus eurem Schlafe." Denn wer durch diese Stimme erwacht, der rettet sich und seine Seele.

Die Selichot.

In einem fernen Lande lebte einst ein Fürst, der furchtbar und grausam war. Er kannte kein Mitleid und Erbarmen, und jedes menschliche Gefühl war ihm fremd. Sein Wahlspruch war: möge man mich hassen, wenn man mich nur fürchtet. Und man fürchtete ihn gar sehr. Denn sein Zorn war furchtbar, sein Haß grenzenlos, seine Rache schrecklich. Wer ihn einmal erzürnt, dem war er ein erbitterter Feind, wer ihn einmal gekränkt, der verfiel unbarmherzig seiner Rache. Bitten, Flehen, Tränen, Klagen und Seufzer von Müttern und Kindern, von Vätern und Geschwistern, von Kranken, Schwachen und Greisen blieben fruchtlos; nichts vermochte ihn zu rühren und sein Herz zu erweichen. Wer bei ihm in Ungnade fiel, ob schuldig oder unschuldig, war unrettbar verloren. In demselben Lande lebte aber ein mächtiger König, dessen Güte und Milde von allen Untertanen in allen Tonarten gepriesen wurde. Als er von der Grausamkeit des Fürsten, der ihm untertan war, vernahm, beschloß er, ihn empfindlich zu strafen. Er befahl, des Fürsten einzigen Sohn in den Kerker zu werfen und einem Verbrecher gleich in seiner Gefangenschaft zu behandeln. Als der Fürst vom traurigen Geschick seines einzigen Sohnes, seines Lieblings- und Schmerzenskindes, vernahm, eilte er zum König, warf sich vor ihm nieder, bat, flehte und be-

schwor ihn händeringend um Schonung und Gnade. Allein vergebens. Der König ließ sich nicht erweichen. Da eilte auch die Gattin des Fürsten herbei und warf sich ebenfalls vor den Füßen des Königs nieder und begann ebenfalls unter Weinen und Schluchzen für ihr unglückliches, einziges Kind zu bitten und zu flehen, aber ebenfalls vergebens. Der König ließ sich nicht erweichen. Da begann der Fürst von neuem: „Erhabener König! Das ganze Land preist deine Güte und Milde, dein edles Herz und deine edlen Taten. Wenn du schon mit mir und meinem unschuldigen Kinde kein Mitleid empfindest, so erbarme dich doch wenigstens dieses unglücklichen Weibes, dieser armen Mutter, die da herzzerreißend bittet für ihr einziges Kind, das sie so schwer geboren und erzogen hat, und das ihr einziges Glück auf Erden bildet." Da lächelte der König und sprach: „Wie oft, mein Fürst, hast du die Worte, die du soeben spracheſt, gehört. Wie oft haben unglückliche Frauen und Mütter, wie oft haben unschuldige Kinder, kranke, entnervte Greise zu dir so gesprochen und dich so angefleht, ohne Gnade in deinen Augen zu finden, ohne dein versteinertes Herz zu rühren und zu erweichen. Wie soll ich mit dir Mitleid empfinden, der du mit niemandem Mitleid empfunden hast. Wie soll ich dir die Gnade erweisen, die du andern aus Bosheit und Roheit versagteſt? Und dann, mein Fürst . . ., klingen nicht deine Worte wie eine Selbstanklage? Von mir verlangst du, die Gefühle einer unglücklichen Mutter, eines unschuldigen Kindes zu schonen, du aber warst grausam gegen beide und schonteſt weder Mutter noch Kind."

In unsern Bußgebeten rufen wir wiederholt aus: „Wir schämen uns, Herr, unser Haupt zu dir zu erheben." Denn sehr oft klingen die Gebete, die wir verrichten, die Wünsche, die wir hegen, das Verlangen, nach dessen Erfüllung wir uns sehnen, wie eine Selbstanklage. Unser erstes Gebet

lautet: verzeihe und vergib unsere Schuld und Sünde. Klingt es nicht zuweilen wie eine Selbstanklage? Wie wenige sind geneigt, ihren Nebenmenschen ein ihnen gegenüber begangenes Unrecht zu verzeihen und zu vergeben! Gott aber soll ihnen trotzdem verzeihen und ihre Sünden und Vergehen einfach auslöschen und tilgen. Zu Gott beten wir: „Gehe nicht so streng zu Gericht mit uns, weil sonst niemand dir als gerecht erscheinen würde." Handeln wir gegen unsere Nebenmenschen ebenso? Sind wir denn nicht vielmehr geneigt, unsere Nächsten zu verdammen und zu verurteilen, häufig ohne Grund und Ursache? Wie können wir es wagen, von Gott etwas zu verlangen, was wir unserm Nebenmenschen unbarmherzig versagen? Wie viele lassen keinen Armen und Notleidenden vor — aus „Prinzip"; wie manchen ist es ein leichtes, einen Hilfesuchenden schroff abzuweisen, ohne seine Bitte anzuhören, geschweige denn sie zu erfüllen. Und nun kommen sie ins Gotteshaus und beten und flehen zu Gott: „Laß uns nicht leer ausgehen vor dir." Klingt es nicht wie eine Selbstanklage? Oder klingt es nicht wie Spott und Hohn, wenn manche, die fast darauf auszugehen scheinen, den Frieden zu stören, sei es in Familien, sei es unter Freunden oder auch in der Gemeinde — wie sie dann um שלום „Frieden" beten und um die Segnungen des Friedens zu Gott flehen? Alle beten um פרנסה „um Existenz und Nahrung". Aber wie viele gibt es, die ihrem Nebenmenschen den Bissen Brot vom Munde wegnehmen, seine Existenz untergraben, seinen Nahrungszweig vernichten, bald aus „geschäftlichen Rücksichten", die man Konkurrenz nennt, bald aus Neid, Bosheit und Tücke? Wir beten ferner: Gott möge das Ansehen seines Volkes Israel heben. Und trotzdem gibt es manche, die sich nicht scheuen, den Namen ihres Volkes, den Namen Israels und des Judentums zu entweihen und zu entwürdigen.

Es gibt daher nur ein Mittel, unserm Gebete Erhörung zu verschaffen: so zu handeln, wie wir es von Gott wünschen, daß er gegen uns verfahre. Wer Leben wünscht, soll andere leben lassen; wer um Nahrung bittet, soll niemanden in seiner Existenz schaden; wer den Frieden sich und den Seinigen wünscht, soll den Frieden anderer nicht stören, und wer aufrichtig wünscht, daß Gott seine Ankläger und Verleumder zum Schweigen bringe, soll auch andere nicht leichtfertig verleumden und anklagen. Auf מחילה וסליחה „Verzeihung und Vergebung" kann ebenfalls nur der hoffen, der auch seinen Nebenmenschen verzeiht und vergibt.

אבינו מלכנו

In die größte Warenhandlung der Hauptstadt kam einst ein Handelsmann aus der Provinz, Waren einzukaufen. Er machte ungeniert und mit lauter Stimme seine Bestellungen, gab alle Warensorten und Artikel an, die er für seinen Geschäftsbetrieb in der Provinzstadt brauchte, wies die Proben und Muster zurück, die seinem Wunsche oder seinem Geschmacke nicht entsprachen, gab den Bediensteten Befehle und Weisungen, tadelte, lobte, handelte und feilschte wie einer, der gewohnt ist, große Bestellungen in großen Geschäftshäusern zu machen. Als er mit seinen Bestellungen zu Ende war, bat er schüchtern und verlegen mit stockender Stimme den Besitzer des Warenhauses um eine kurze Unterredung im anstoßenden Gemache. Das plötzlich veränderte Benehmen des Provinzialkaufmannes fiel dem jüngsten Angestellten des Großgeschäftes auf, und er wandte sich deshalb an einen seiner älteren und erfahrenern Freunde mit der Frage, was diese schüchtern vorgebrachte Bitte um die kurze Unterredung bedeute, da dieser Handelsmann bei seinen Bestellungen

durchaus nicht den Eindruck der Schüchternheit und Befangenheit gemacht habe. „Wisse," gab ihm dieser zur Antwort, „diese kurze Unterredung bedeutet, daß er — einen Kredit wünscht. Er kann nicht bar zahlen und wünscht die Ware auf Borg. So etwas spricht man nicht laut und in Gegenwart von Fremden. Bestellen und anschaffen kann man laut und ungeniert, aber um Kredit bitten, wenn man nicht bar einkauft, dies tut man möglichst leise, und die Verlegenheit ist um so größer, je weniger kreditfähig man sich fühlt." —

An den heiligsten Tagen des Jahres, an den Tagen des göttlichen Gerichtes, nähern wir uns alle unserm himmlischen Vater mit unsern Wünschen und Bitten. Diese sind in dem אבינו מלכנו-Gebete enthalten. Wir beten um das, was uns paßt, und was uns nottut: um Leben, Gesundheit, Glück, Zufriedenheit, Heilung, Genesung, Nahrung usw. Was uns nicht paßt, weisen wir einfach zurück: Gott möge unser böses Verhängnis abwenden, den Mund unserer Ankläger und Verleumder schließen und das Urteil vernichten, wenn es ungünstig lautet. Diese Wünsche und Bitten tragen wir laut und ganz unbefangen vor. Nur den letzten Absatz des אבינו מלכנו-Gebetes tragen wir mit leiser Stimme vor, denn er lautet: חננו ועננו כי אין בנו מעשים „Habe Erbarmen mit uns und erhöre uns, denn wir haben keine Taten aufzuweisen", auf Grund welcher wir hoffen könnten, daß unsere Gebete und Wünsche erhört und erfüllt werden. Ja, wir fügen noch hinzu: עשה עמנו צדקה וחסד והושיענו „erweise uns Gnade und Barmherzigkeit und stehe uns bei". Wer aber um Gnade und Barmherzigkeit bittet, der tut es sehr schüchtern und verlegen und möglichst leise. Daher wird auch dieser letzte Absatz, der das Bekenntnis unserer Armut und Dürftigkeit enthält, in fast allen Gemeinden in Israel leise gesprochen. Und nicht mit Unrecht. Wer so

viele Bitten und Wünsche vorträgt, wer so viel anzuschaffen und zu bestellen weiß und seine Bestellungen so ungeniert macht, soll sich eigentlich nicht auf den Kredit allein verlassen, sondern für dessen Deckung rechtzeitig besorgt sein. —

Was sollen die hohen Feiertage bewirken?

Ein Fürst hatte einst einen einzigen Sohn, den er mit der ganzen Glut und Zärtlichkeit eines treuen Vaterherzens liebte. Verzogen, verwöhnt und verzärtelt, das Leben und seinen Ernst nicht kennend, verschmähte der Fürstensohn die schönen Lehren und Ermahnungen seiner Eltern und Erzieher, gab sich dem Müßiggang und Laster hin und wurde schlecht und leichtsinnig. Als Reden und Ermahnungen, Drohungen und Strafen nichts mehr fruchteten, beschloß der Fürst, seinen einzigen Sohn aus seinem Hause zu verbannen, ihn zu verstoßen, hoffend, daß Not, Elend und Entbehrung ihn zur Vernunft und Einsicht bringen würden. Der Fürstensohn irrte lange ziel- und planlos herum; er durchstreifte bei Nacht und Nebel Felder und Wälder, Fluren und Äcker, oft schlief er auf feuchter Erde, auf Stein und Holz, aber er kehrte zu seinem Vater nicht zurück. Endlich ging ihm der Vorrat an Speise und Trank aus, und, vom Hunger und Durst gequält, beschloß er, Arbeit zu suchen, die er auch bald bei einem Feldbesitzer fand. Wochen vergingen, Monate verstrichen, ein Jahr nach dem andern kam ins Land, aber der verstoßene Sohn kam nicht wieder. Der Fürst glaubte den Schmerz nicht länger ertragen zu können; er sehnte sich nach dem Liebling seines Herzens, den er für verloren hielt. Er sandte einen seiner treuesten und weisesten Ratgeber aus, um seinen Sohn zu suchen und ihn zu bewegen, ins Vaterhaus zurückzukehren. Als dieser den Auf-

enthaltsort des Fürſtenſohnes erfuhr, nahm er einen Spiegel mit ſich und begab ſich zu ihm, den er unter einer großen Schar Feldarbeiter auf dem Felde traf. Er hielt ihm den Spiegel vor und ſprach: „Siehe, mein Kind, wer dich und deinen edlen Vater nicht kennt, könnte wahrlich deine hohe Abſtammung und deine vornehme Herkunft in dir ſchwerlich erkennen. Denn deine Sprache und dein Ausſehen, deine Beſchäftigung und deine Arbeit — ſie unterſcheiden dich durch nichts von jenen niedern Knechten und Mägden, in deren Mitte du ſeit Jahr und Tag lebeſt. Und doch weißt du, weiß ich, daß du der einzige Sohn des mächtigen Fürſten biſt! Sprich, mein Sohn, macht dich denn dieſer Gedanke nicht erröten; willſt du denn deinen Vater für immer verleugnen und nimmer zu ihm zurückkehren?“ Bei dieſen Worten begann der Angeſprochene heftig zu weinen, und unter Schluchzen ſprach er: „Ach, wie gerne möchte ich zu meinem Vater zurückkehren, in ſeine Arme eilen und an ſeinem liebenden Herzen eine Träne der Reue weinen. Allein der Weg zu ihm iſt ſo weit, und ich weiß nicht, ob ich mich nicht ihm ganz entfremdet habe.“ Da lächelte der Weiſe und ſprach: „Törichtes Kind! Du kennſt eben die Güte und den Edelmut deines Vaters nicht. Sprich nur den Wunſch aus, ſage bloß: ich will zu meinem Vater zurückkehren, und du biſt gleich in ſeinen Armen. Denn wiſſe, er iſt nicht weit von dir und wartet auf deine Ankunft.“

Dieſes iſt auch die Forderung der heiligen, hohen Feſttage, denen wir jetzt entgegengehen. Einmal im Jahre ſollen wir uns, unſere Taten und Handlungen im Spiegel der Wahrheit betrachten, um zu erfahren, ob wir, die wir בנים למקום „Kinder Gottes“ und בני בכורי „ſein erſtgeborener Sohn“ genannt werden, ob wir noch wie Kinder Gottes leben, handeln und wandeln, ob wir uns noch überhaupt als Kinder Gottes fühlen, unſerer vornehmen Ab-

kunft unseres hohen Israelitenberufes noch eingedenk sind. Ob wir uns vielleicht nicht mehr von denen unterscheiden, mit denen wir auf allen Gebieten des Lebens zusammenarbeiten, deren Sprache wir sprechen und deren Sitten und Gebräuche wir angenommen haben. Einmal im Jahre sollen wir uns den Spiegel vorhalten und uns fragen, ob wir nicht vielleicht, bald von Hunger und Durst getrieben, durch das ewige Jagen und Hasten nach dem täglichen Brote, bald aber aus Übermut und Leichtsinn unsern Vater im Himmel gänzlich vergessen und uns von ihm vollständig losgesagt, ihn gänzlich verleugnet haben. Denn jetzt ist die Gelegenheit günstig. Wenn wir zu unserm himmlischen Vater zurückkehren wollen, wir brauchten es bloß zu sagen und ernstlich zu wünschen. Rufen wir aus השיבנו ד" אליך „Führe uns, o Gott, zurück zu dir, und wir wollen zurückkehren." „Rufet Gott an, so Er nahe ist," sagt der Prophet. ואמתי בראש השנה ויהכ"פ „Am nächsten ist uns Gott", bemerken dazu unsere Weisen, „am Neujahr und am Versöhnungstage." Denn da sind die Pforten der Buße geöffnet, und jeder kann zurückkehren zu Gott, zu seinem Glauben und seinem Volke. והשיבו וחיו „Kehret zurück, und ihr werdet leben!"

Das Leben ein Traum.

In der Hauptstadt eines großen Reiches lebte einst ein Mann, der auf Schritt und Tritt von einem seltenen Mißgeschick verfolgt wurde. Was er unternahm, nichts wollte ihm gelingen, was er auch tat, es wollte ihm nicht gedeihen. Als er eines Tages, niedergedrückt von der Sorgen Last, in seine arme Hütte zurückkehrte, suchte er sein hartes Lager auf und verfiel bald in einen festen Schlaf. Er hatte einen

schönen Traum. Er träumte, daß er in den Besitz unermeßlicher Reichtümer gelangt und zum Glücklichsten der Sterblichen geworden sei. Natürlich behagte ihm die elende, niedrige Hütte als Wohnhaus nicht mehr; er baute sich einen herrlichen Palast im schönsten Viertel der Hauptstadt, hielt zu seiner Bequemlichkeit Wagen und Rosse, Diener und Reiter und suchte vor allem seine Frau und Kinder zu erfreuen und zu beglücken. Jener kaufte er kostbare Geschmeide, schöne, funkelnde Edelsteine, hüllte sie in kostbare Gewänder und suchte ihre Wünsche zu erfüllen. Seine Kinder ließ er von den besten und bewährtesten Lehrern erziehen, er schickte sie auf Reisen und gewährte ihnen alles, was sie von ihm begehrten. Dabei war er nicht müßig; er ließ sich in große geschäftliche Unternehmungen ein, eröffnete neue Handelsgebiete, schuf neue Erwerbsquellen, und alles gelang ihm jetzt in dem Maße, wie ihm früher alles mißlang. Er häufte Schätze auf Schätze, Reichtümer auf Reichtümer, und sein Glück war grenzenlos. Allein „wer Gold liebt, wird des Goldes nie satt", heißt es in den Sprüchen der Weisheit. Noch nie, so sagen unsere Weisen, ist jemand gestorben, der nur die Hälfte von dem erreichte, was er sich zu erreichen wünschte. Und auch dieser reichgewordene Arme schien sich nicht mit seinen erworbenen Reichtümern zu begnügen. Als er eines Tages von einem kostbaren Edelstein vernahm, dessen Wert unermeßlich sei, verkaufte er seine ganze Habe, machte er alles zu Geld, um in den Besitz jenes kostbaren und seltenen Edelsteines zu gelangen. Diesen Edelstein wollte er dem Könige zum Kauf anbieten, und er versprach sich von diesem Handel großen Nutzen und viele Ehren und Auszeichnungen. Allein, als er sich auf dem Wege zum Könige befand, stellten sich ihm plötzlich Wegelagerer entgegen, die ihm mit Gewalt den kostbaren Edelstein zu entreißen suchten. Er wehrte sich verzweifelt, er bat

und flehte um Schonung und Gnade, aber vergebens. Er schrie mit ganzer Kraft um Hilfe und Rettung und da — — da erwachte seine Frau, die ihn nach dem Grund seiner verzweifelten Hilferufe fragte. „Wie", schrie er von neuem auf, noch ganz in Traume befangen, „wie soll ich zum Könige kommen ohne diesen Edelstein! Alle meine Schätze und Reichtümer habe ich dafür hingegeben, die Schätze und Reichtümer, die ich so mühsam erworben habe." „Lieber Mann," erwiderte ihm die Frau lächelnd, „erwache aus deinem Schlafe. Blicke nur um dich, wo du bist, und besinne dich, wer du bist. Du sprichst von Schätzen und Reichtümern und kostbaren Edelsteinen, von deinen Schätzen und Reichtümern — was aber nennst du dein eigen? Nichts hast du besessen, und nichts wurde dir genommen. Du hast dich als Bettler niedergelegt und stehst wieder als Bettler auf." Da erwachte der Mann, und siehe da, es war — ein Traum.

Wer kennt denn nicht diesen Traum, und wer träumt ihn nicht gerne? Und doch ist es bloß ein Traum, ein Trug-gebilde, ohne Bestand und Dauer. Je schöner der Traum, desto schrecklicher das Erwachen. Und das Erwachen, die richtige Erkenntnis bleibt nicht aus. „Wachet auf, ihr Schlafenden, aus eurem Schlafe", ruft uns nach Ansicht unserer Weisen die Schauforstimme am Beginne des Jahres zu. Wachet auf; besinnt euch, wer ihr seid, und was ihr seid, woher ihr kommt und wohin ihr gehet. Was wir besitzen und was wir haben, wonach wir streben und was wir erjagen — alles ist bloß שברים „Brüche, Bruchstücke", Flickwerk und Blendwerk ohne Bestand und Dauer, morsch und zerbrechlich, eitel und vergänglich. Einmal geht der Traum zu Ende, und dann kommt die rauhe Wirklichkeit, und das Erwachen ist um so schrecklicher. „Nackt kam ich aus dem Mutterschoße, und nackt kehre ich zur Erde zurück", spricht

Job; so spricht auch das Leben, so die Erfahrung und so auch die Schauforstimme am Jahresanfang. Alles ist eitel, nichtig und flüchtig und vergänglich, zerbrechlich gleich Scherben, vergänglich dem Traume gleich. שם טוב אם יקנה „Wer sich einen guten Namen erworben hat", der hat für die Ewigkeit gesorgt. פועל צדקות אם יהיר „Wer wohltätig ist, der schafft Bleibendes und Dauerndes". Das Leben ist bloß ein Traum; das Leben ist aber kein Traum für den, der so lebt, wie er als Israelit zu leben hat, für den, der für die Ewigkeit lebt. An die Vergänglichkeit unsers Erdenlebens mahnt uns der erste Tag des Jahres. Denken wir an das ewige Leben und leben wir für die Ewigkeit.

Das Weltrad.

Einst lebte ein sehr angesehener und allgemein geachteter Mann, dem das seltene Glück beschert und beschieden war, alle seine Kinder leicht und mühelos zu erziehen und an ihnen nur Freude zu erleben. Alle waren glücklich versorgt, die einen in angesehenen und geachteten Lebensstellungen, die andern an Männer verheiratet, an deren Seite ihnen nichts fehlte, und die sich daher glücklich und zufrieden fühlten. Er hatte noch eine Tochter, seiner Kinder jüngstes, die er über alles liebte. Um die bewarb sich ein Mann, der über große Schätze und Reichtümer verfügte und sich weit und breit der größten Achtung und Wertschätzung erfreute. Am Hochzeitstage wurde das seltene Glück des Brautvaters von allen gepriesen, und es fehlte natürlich auch nicht an solchen, die es ihm mißgönnten und ihn darum beneideten. Alle Kinder waren an diesem Hochzeitstage im Elternhause versammelt, und alle waren vergnügt, lustig und fröhlich. Nur der glückliche Vater verriet kein Zeichen der Freude, er schien

sehr mißgestimmt und traurig zu sein. Sogar einige aus der fröhlichen Hochzeitsgesellschaft bemerkten, daß er in einem entlegenen Gemache heftig weinte und schluchzte. Nach dem Grund seines Kummers befragt, gab der glückliche Vater zur Antwort: ihm fehle nichts als ein großer Nagel, den er selbst um alles Geld nicht beschaffen könne. „Wie, ein Nagel?" riefen die übermütigen Hochzeitsgäste aus, „den wollen wir dir beschaffen." „Meine Lieben," erwiderte unter Tränen der Vater, „der Nagel, den ich meine, ist unmöglich zu erlangen. Denn sehet, das Leben und das Glück, sie gleichen einem in rasender Eile und sausender Geschwindigkeit kreisenden Rade, das nimmer ruht und nimmer rastet und in steter Bewegung sich befindet. Heute befindet sich der eine oben, am höchsten Gipfel des Glückes, morgen schon kann das Rad eine kleine Wendung machen, und er steht tief unten, im Tale der Tränen, am Rande des Abgrundes und der Verzweiflung. Heute steht einer tief unten, morgen dreht sich das Rad um, und er steht hoch oben, höher als alle. Und weil ich jetzt den Höhepunkt des Glückes erreicht und überschritten habe, deshalb fürchte ich mich so sehr, denn wie leicht kann sich das Rad drehen, und ich sinke um so tiefer hinab. Und um dieses ewig kreisende Rad festzuhalten, dazu fehlt mir der Nagel, den mir niemand verschaffen kann."

„Nichts ist beständiger als der Wechsel", meint mit Recht der Dichter und das Glück, wie überhaupt das Leben selbst gleicht in der Tat einem in rasender Eile unaufhörlich und unaufhaltsam kreisenden Rade, das den einen erhebt und den andern erniedrigt. Wen es erhoben hat, er weiß nicht, wie lange er auf der Höhe verweilen wird, und wer erniedrigt ist, weiß nicht, wie lange er erniedrigt bleiben wird. Eine Wendung des Weltrades, und das Bild ist geändert, die Szenen vertauscht: wer oben ist, befindet sich tief unten,

und wer in der Tiefe ist, prangt hoch oben. Denn es gibt eben keinen Nagel, das Weltrad festzuhalten und in seinem Rollen und Kreisen zu hindern. Daraus folgt eine zweifache Lehre: der Mensch sei nicht stolz und übermütig im Glücke, aber auch nicht verzagt und verzweifelt im Unglücke. Denn das Rad steht niemals stille, und niemand weiß, wie schnell es sich dreht und wendet. „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen", und „man lobe nicht den Tag vor dem Abend". „Es rühme sich nicht der Reiche seines Reichtums", aber es verzage und verzweifle nicht der Arme in seiner Armut. Gibt es nun keinen Nagel, das Weltrad aufzuhalten, dann ist es doch töricht und lächerlich, auf das zu pochen und stolz zu sein, was man so leicht verlieren und einbüßen kann. Kann das Weltrad nicht festgenagelt werden, dann ist es ebenso töricht, den Mut sinken zu lassen und die Hoffnung zu verlieren in finstern, trüben Stunden.

Diese Lehre wird uns am Beginne eines jeden neuen Jahres durch die Verlesung einiger Kapitel aus dem Leben unserer frommen Ahnen der Vorzeit von neuem eingeprägt. Auch sie haben an sich die Erfahrung gemacht, daß „mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund ist zu flechten", und daß es nichts gibt, das Rad in seinem ewigen Laufe aufzuhalten und festzunageln. Am ersten Tage des Neujahrsfestes wird uns erzählt von Hagar und ihrem Sohne Ismael. Beide waren verlassen; sie irren lange in der Wüste umher, und Ismael ist dem Tode nahe. Die Mutter ist darüber trostlos, verzweifelt; das Kind stirbt vor ihren Augen, und sie kann ihm nicht helfen. Und Ismael stirbt doch nicht. Das Rad hat sich plötzlich gewendet, und Mutter und Sohn sind wieder glücklich und freuen sich des Lebens. Am ersten Tage wird uns auch erzählt von einer glücklichen Mutter, von Sara. Sie freut sich, daß ihr heißester, innigster Wunsch, auf dessen Erfüllung sie nicht mehr zu hoffen wagte, doch

verwirklicht wurde, und sie ist glücklich, so glücklich, wie es nur eine zärtlich liebende Mutter sein kann. Das Rad hat sich eben gewendet — zum Guten. Doch am zweiten Festtage wird erzählt von dem Unglücke dieser Mutter: ihr einziges Kind sollte geopfert werden! — Hanna ist anfangs unglücklich und ihre Nebenbuhlerin Penina triumphierte. Und nun wendete sich das Rad, und Hanna ist glücklich und Penina unglücklich. (ורבת בנים אומללה.) Doch dieses Rad, es bewegt sich nicht von selbst: „Gott ist es, der macht reich und arm, der erhebt und erniedrigt." Und deshalb „rühme sich nicht der Weise seiner Weisheit, der Reiche seines Reichtums und der Starke seiner Stärke". Aber es verzage auch nicht und verzweifle nicht der Arme ob seiner Armut, der Unglückliche ob seines Unglückes und der Schwache ob seiner Schwäche. Denn „Gott macht reich und arm, er erhebt und erniedrigt", und das Weltrad steht nie stille.

In Midrasch (Jalkut zu Psalm 48) wird erzählt: Eine Frau fragte einen Rabbi (Jose): „Was tut Gott, seitdem er die Welt geschaffen hat?" Worauf ihr der Rabbi zur Antwort gab: Seitdem sitzt der Herr auf seinem Herrscherthrone und bildet Leitern in der Welt, auf diesen läßt er den einen herabsteigen und den andern hinaufsteigen, wie es in der Schrift heißt: „Denn Gott ist Richter, diesen erniedrigt er und diesen erhöht er." Diese Leitern — sie bilden das Weltrad, das sich stets in Bewegung befindet. Es wird aber bewegt und regiert von dem Schöpfer des Weltalls, von dem Richter der Erde, dessen Wege ganz und vollkommen und dessen Urteile gerecht sind.

Die Zufriedenheit als Folge der Genügsamkeit.

Einst war eine Stadt, unter deren Bewohnern kein einziger lebte, der mit seinem Schicksal zufrieden war. Alle glaubten Grund zur Klage zu haben und mit ihrem Lose unzufrieden zu sein. Und, wie es bei Unzufriedenen gewöhnlich der Fall ist, einer beneidete den andern und wünschte sich an dessen Stelle zu sein. Es beneideten die Armen die Reichen um ihres Reichtums willen, die Arbeitnehmer die Arbeitgeber, die Diener des Staates die Handelsleute und Gewerbetreibenden, diese die Beamten und die Beamten diejenigen, in deren Diensten sie standen. Am unzufriedensten jedoch waren die Frauen und Mütter; diese beneideten einander ganz besonders, bald um der Kinder willen, bald aber, wie es leider häufig geschieht, wegen jener nichtigen Äußerlichkeiten, denen kein Mann von Bildung irgendwelchen Wert beimißt. Als die Klagen in der Stadt sich häuften, beschloß ein Weiser, allen Einwohnern Hilfe zu bringen und sie mit ihrem Schicksal zu versöhnen. Er ließ öffentlich verkünden: Jeder, der Grund zu haben glaubt, mit seinem Schicksal unzufrieden zu sein und seinen Nächsten zu beneiden, möge sich an einem bestimmten Tage auf dem Marktplatze einfinden und alle seine Leiden, alle seine Sorgen und Schmerzen, alles, was ihn bedrückt und daher unzufrieden macht, mitbringen und sie vor sich ausbreiten. Am festgesetzten Tage waren die Einwohner der Stadt am Marktplatze versammelt; niemand fehlte. Alle waren sie gekommen, jeder mit seinen Sorgen, Leiden und Schmerzen. Nun sprach der Weise, jetzt soll euch allen geholfen werden. Er trat zunächst auf die Armen zu und führte sie zu den Reichen und Besitzenden hin, die sie stets beneidet haben, und befahl ihnen, an deren Stelle zu treten, aber zugleich ihre Leiden, Sorgen und Schmerzen zu übernehmen, die er ihnen auch sichtbar

und offen zeigte. Als die Armen dieſe erblickten, traten ſie verlegen zurück und baten einſtimmig: „Wir wollen lieber das bleiben, was wir ſind, und die Sorgen der Armut ertragen als die Leiden und Schmerzen der Reichen.“ Denn der eine war krank und ſiech vom Müßiggang und üppiger Lebensweiſe, der andere hatte der Sorgen ſo viele, daß er keine Ruhe fand bei Tag und keinen Schlaf bei Nacht. Dieſer fand an nichts im Leben Freude aus lauter Angſt und Furcht für die Erhaltung und Vermehrung ſeines Beſitzes, und jener hatte Kinder, die, in Wohlſtand und Überfluß erzogen und verzogen, den Ernſt des Lebens nicht kannten und ſich daher dem Laſter hingaben. „Nein,“ ſprachen ſie, „lieber arm und geſund, als reich und krank; lieber ſchwer arbeiten und ſich des Lebens erfreuen, als reich ſein und dem Leben keine Freude abgewinnen zu können; lieber arm ſein und ſich ſeiner wohlgeratenen Kinder zu erfreuen, als reich ſein und die Kinder auf der Bahn des Laſters zu wiſſen.“ Darauf führte der Weiſe die armen Frauen zu den reichen hin, die unbemittelten zu den bemittelten, die einfachen zu den vornehmen, die ungeſchmückten zu den geſchmückten und befahl ihnen, an ihre Stelle zu treten, wie ſie ſich's ſtets gewünſcht haben, aber auch ihre Leiden, Sorgen und Schmerzen zu übernehmen. Aber welch Elend bot ſich ihren Blicken dar! Die eine war krank, ſchwach und hinfällig, die andere hatte unter ihren koſtbaren Gewändern ein verwundetes, blutendes Herz. Dieſe lebte in Unfrieden mit ihrem Manne, mit ſeinen und ihren Angehörigen, und jene mußte ihre koſtbaren Gewänder teuer erkaufen: um den Preis ihrer Ehre oder der Ehre ihres Gatten oder ihres Vaters. Dieſe mußte ihre Kinder ſchwer erziehen, und jener blieben die höchſten Freuden der Mutter gänzlich verſagt. „Nein,“ riefen auch dieſe aus, „wir bleiben lieber, was wir ſind, und begnügen uns mit dem, was wir

beſitzen — mit dieſen tauſchen wir nicht." „Sehet," ſprach darauf lächelnd der Weiſe, „jeder kennt nur ſeine Sorgen, Leiden und Schmerzen, nur das, was ihm fehlt und ihn bedrückt; niemand aber weiß, was ſeinem Nächſten fehlt, und was ihn bedrückt. Würde er es kennen und mit ihm fühlen, dann würde ſich jeder mit ſeinem Schickſal verſöhnen, und es gäbe wenig Unzufriedene auf Erden." —

Wir alle hegen beſonders am erſten Tage des beginnenden Jahres Wünſche, fromme Wünſche in gar ſtattlicher Zahl im Herzen. כי כל ראש לחלי וכל לבב דוי „Jedem iſt der Kopf ſchwer und von Sorgen gebeugt, und jeder empfindet einen Schmerz im Herzen". Jeder hat ſeine eigenen Leiden, Sorgen und Schmerzen, die er nur allein kennt, und von denen niemand anderer etwas weiß, und jeder iſt daher mit ſeinem Schickſal unzufrieden und beneidet den andern. Dort klagen Mütter über den צער גדול בנים „den Schmerz, den ihnen die Erziehung ihrer Kinder bereitet", und hier klagen Männer und Väter über Not und Mangel; hier klagen Frauen über das Mißgeſchick ihrer Männer und dort Männer über das Mißlingen und Scheitern ihrer Pläne, Hoffnungen und Wünſche. Der eine wünſcht ſich langes Leben, der andere ungetrübte Geſundheit, ein dritter Reichtum und vierter Glück und Zufriedenheit. Denn jedem fehlt etwas anderes, und jeder glaubt Grund zu haben, ſeinen Nächſten zu beneiden. Könnten wir aber in die Herzen ſehen derer, die wir beneiden, wir würden — nicht alle als beneidenswert finden. Wir würden aber dann auch zufriedener ſein mit uns und unſerm Loſe und uns mit dem freuen, was wir beſitzen.

Dieſes will auch die Schauforſtimme bewirken am erſten Tage des Jahres und alle Jahre und Tage des Lebens: daß wir uns in Gott und mit Gott freuen und nie verzagen und verzweifeln ſollen; daß wir die Hoffnung nicht verlieren und

den Glauben an Gott nicht aufgeben! תרועה ist ein Sammel- und Freudenruf. Und dieser Ruf ertönt öfters an dem ersten Tage des Jahres. Wir sollen uns sammeln, innerlich sammeln, in uns gehen und uns selbst zur Rechenschaft ziehen. Und doch sollen wir uns freuen — daß wir uns heute wieder finden; uns freuen mit dem, was uns Gott beschert und beschieden hat im Laufe des vergangenen Jahres, und hoffen, daß seine Gnade uns nicht verlassen wird auch im kommenden Jahre. „An dem Tage der Freude, an den Festtagen und am Beginne der neuen Monate", so heißt es in der Heiligen Schrift, „sollet ihr in die Posaune stoßen." „Am Tage der Freude" sollen wir nicht kleinmütig sein, nicht verzagen und verzweifeln und behaupten, daß wir keinen Grund zur Freude haben. Ebenso an Festtagen und am Beginne eines neuen Zeitabschnittes — nie dürfen wir den Mut verlieren und den Glauben und die Hoffnung aufgeben. Nicht sollen wir andere beneiden und dadurch gegen unser Geschick murren. Wir sollen uns vielmehr freuen mit dem, was uns Gott gegeben und auf seine Gnade hoffen. Und diese Hoffnung wird uns stärken, uns Kraft und Mut verleihen am Beginne des Jahres und alle Jahre und Tage unseres Erdenlebens.

Eine ernste Betrachtung.

Vor vielen Jahren lebte ein Mann, der mit irdischen Glücksgütern reich gesegnet war. Von einer treuen Lebensgefährtin innig geliebt, von einer Schar blühender, hoffnungsvoller Kinder umgeben, von seinen Mitbürgern geschätzt und geachtet, fühlte er sich wahrhaft glücklich und zufrieden. Allein „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten", und auch jener angesehene und begüterte Mann

wurde plötzlich seines Glückes beraubt, von der Höhe in den Abgrund des Elends gestürzt. Er verlor seine Reichtümer, büßte all seine Habe ein, und was er unternahm, mißlang ihm. Als er eines Tages ratlos und verzweifelt dastand und sein Mißgeschick seiner Gattin klagte, suchte sie ihn zu trösten und aufzurichten, ihm Mut und Hoffnung einzuflößen. „Hier", sprach sie, „ist mein kostbarer Schmuck, das Geschenk meiner Mutter an unserm Hochzeitstage, hier diese funkelnden und schimmernden Edelsteine — gib diese Kostbarkeiten als Unterpfand hin, und mit diesem Gelde versuche dein Glück von neuem." Unwillig und zögernd, aber durch äußerste Not gezwungen, nahm er die kostbaren Schätze seiner Gattin, an denen sie mit allen Fasern ihres Herzens hing, hin, verpfändete sie und begann mit deren Erlös sein Glück von neuem zu versuchen. Nach Ablauf eines Jahres glaubte die brave, opfermutige Frau ihrem betrübten Gatten tröstend bemerken zu dürfen, daß, wie es den Anschein habe, das Glück ihnen wieder zu lächeln beginne. „Denn heute ist es gerade ein Jahr, daß du meinen Rat befolgtest und die kostbaren Edelsteine als Pfand hingegeben hast, und nun sehe ich, daß wir deren Erlös noch voll besitzen, und doch ein volles Jahr gelebt haben." „O holde Törin!" erwiderte der Mann unter Tränen der Rührung, „du freust dich mit dem Gelde, das scheinbar in unserm Besitze sich befindet, und bedenkst nicht, daß du dafür deine kostbaren Schätze als Pfand hingegeben hast. Und wer weiß, ob wir dieses Pfand je einzulösen imstande sein werden."

Am Jahresanfange sprechen wir zweimal das שהחיינו-Gebet, einmal bei Anbruch des heiligen Tages und das zweite Mal vor dem Ertönen der Schauforstimme. Zweimal rufen wir aus: „Heil und Preis dir, Herrscher des Weltalls und Herr des Lebens", שהחיינו וקיימנו והגיענו לזמן הזה, „daß du uns in deiner Güte und Barmherzigkeit am Leben

erhalten und uns erleben ließest diesen Tag". Denn was auch das verflossene Jahr uns gebracht, ob Freuden oder Leiden, Glück oder Unglück, Segen oder Unheil, ob wir heute einen Verlust beweinen, den wir im verflossenen Jahre erlitten haben, ob auch unsere Tränen reichlich fließen, unser Herz blutet und schmerzlich zuckt — genug, wir leben. Denn מה יתאונן אדם חי דיר שהוא חי, rufen wir an diesem Tage aus. „Was klagt und murrt der Mensch im Leben, er freue sich des Lebens, solange er am Leben ist." Allein in der Freude, die wir darüber empfinden, daß wir diesen Tag erlebt haben, vernehmen wir auch eine ergreifende Stimme, die leise, ganz leise zu uns dringt und גנוחי גניח וילולי ילול „klagend und stöhnend, weinend und ächzend" uns zuruft, nicht allzusehr in unserer Freude zu jubeln und zu frohlocken. Denn wie mancher mag das, was er die Freuden des Lebens nennt, gar zu teuer erkauft, wie mancher mag für einen scheinbaren Genuß Kostbares und Teures hingegeben haben, Pfänder, an die er nicht mehr denkt, und die er vielleicht nimmer wieder erhoffen kann. Wie mancher hat dieses Jahr gelebt auf Kosten — anderer, auf Kosten seiner religiösen Überzeugung, auf Kosten seines Gewissens. Wie mancher hat sich Freuden erworben auf Kosten der Tränen anderer, und wie mancher hat genossen unter Preisgabe seiner Religion und seines Glaubens. — Ein Jahr ist vollendet, und wir freuen uns, daß wir den Beginn des neuen Jahres erlebt haben. Aber *wie* haben wir gelebt, und wie teuer haben wir das Leben bezahlt? — an diese Frage mahnt uns die Schauforstimme, die uns an die göttliche Gesetzgebung am Sinai und an den Tag des Gerichtes erinnert. Haben wir zunächst als Israeliten gelebt, als Bekenner des einig-einzigen Gottes; waren wir uns unserer Vergangenheit stets bewußt, haben wir gelebt nach den Lehren und Satzungen unserer geoffenbarten Religion; haben

wir nicht vielleicht dieses kostbare Gut verpfändet, um eben — leben zu können? Und haben wir auch an die Zukunft gedacht, an das Ende, an den Tag des Gerichtes, da wir für alles Tun und Lassen Rechenschaft ablegen müssen vor dem Herrn des Weltalls, der Herz und Nieren prüfet? Ist unser Gewissen rein, unser Denken lauter, unser Herz nicht verstockt? Haben wir nicht die Genüsse des Lebens allzu teuer erkauft — mit Preisgabe unserer Ehre, unserer Überzeugung, mit Betäubung unseres Gewissens? Das sind kostbare Pfänder, an die wir denken sollen, und die bei weitem wertvoller sind als der kleine Erlös, den wir durch deren Preisgabe erzielt haben. Und haben wir Schuld auf uns geladen und das hingegeben, was unser Kostbarstes und Teuerstes ist, dann wollen wir trachten, unsere Schuld zu tilgen, die Pfänder einzutauschen, zu unserer Religion wieder zurückzukehren, unser Gewissen zu entlasten und die Reinheit des Herzens wieder zu erlangen. Und das ist die תשובה, die richtige Buße, die Rückkehr und Einkehr, die der heutige Tag von uns fordert. ושובו וחיו „Kehret zurück!" und ihr werdet leben und so leben, daß ihr Grund haben werdet, euch des Lebens zu freuen.

Eine doppelte Mahnung des Versöhnungstages.

In einer großen Stadt lebte einst ein Mann, der sich und seine zahlreichen Kinder, die er, wie übrigens jeder Vater, zärtlich und innig liebte, schwer und kümmerlich, aber ehrlich und redlich ernährte. Er arbeitete rastlos, Tag und Nacht, scheute keine Arbeit und schreckte vor keiner Mühe zurück, um das kärgliche Brot zu erwerben, seine Kinder vor dem bittersten aller Leiden — vor Hunger — zu schützen. Allein eines Tages wurde er plötzlich von einem tückischen

Leiden heimgesucht, von dem er nicht mehr befreit werden sollte. Als er sein Ende herannahen sah, bat er seine Kinder, sich um sein Krankenlager zu versammeln. Mit unterdrückten Weinen und Schluchzen betraten nun die Kinder das dunkle Gemach des sterbenden Vaters, den sie zu trösten, ihm Mut und Hoffnung einzuflößen suchten. „Meine geliebten Kinder," unterbrach sie der Sterbende, „eure Absicht ist zwar schön und gut, allein ich fühle, daß meine Kräfte mich verlassen, und weiß, daß meine Tage nunmehr gezählt sind — nur eine kurze Spanne Zeit und ich werde nicht mehr in eurer Mitte weilen, und ihr werdet einsam, verlassen und verwaist in dieser großen Stadt, in dieser feindlichen Welt zurückbleiben. Deshalb hört auf das, was ich euch jetzt sage. Wisset: der schwerste und bitterste Kampf im Leben ist der um das Leben, der Kampf ums Brot, sich zu ernähren und zu erhalten. Allein solange ich unter euch geweilt, habe ich euch diesen Kampf zu ersparen gesucht; euch zu ernähren, euch vor Not und Elend, Hunger und Entbehrung zu schützen, darin bestand die Hauptaufgabe meines Lebens. Nun aber werdet ihr bald dieser einzigen Stütze beraubt, und so rate ich euch: nunmehr für euch selbst — selber zu sorgen. Ihr habet euch auf niemanden mehr zu verlassen. Und deshalb trachte ein jeder, das, was er für sein Leben braucht, sich selbst zu erwerben. Denn nun seid ihr auf euch selber angewiesen. Nur das werdet ihr haben, was ihr euch selber erwerbet."

Es gab eine Zeit — da hatten wir noch einen liebenden Vater, der an dem heiligsten Tage des Jahres, am Tage der Versöhnung, für uns alle reichlich gesorgt hat. Es gab eine Zeit, da hatten wir noch einen Vater, auf den wir uns getrost verlassen konnten, der uns alles zu besorgen wußte, was uns not tat, der unsere Wünsche kannte und unsere Hoffnungen zu erfüllen trachtete. Es gab eine Zeit, da

hatten wir noch einen Hohepriester, der an diesem heiligen Tage wiederholt das Allerheiligste betrat, dort für das ganze Volk betete, opferte, räucherte und die Wünsche des ganzen Volkes dem Herrn des Lebens vortrug. Und da konnten wir beruhigt sein; auf den Hohepriester konnten wir uns wie auf einen gütigen Vater verlassen. Nun, diese Zeit ist längst vorüber; wir haben kein Heiligtum mehr auf Zions Höhen, keinen Altar und keine Opfer und auch keinen Hohepriester. Und da wir uns auf niemanden mehr verlassen können, deshalb ergeht der Mahnruf an jeden einzelnen in Israel: für sich selbst zu sorgen; selbst zu beten, selbst zu opfern, sich selbst dem Herrn des Lebens zu nähern und um Leben und Gesundheit, um Glück und Frieden zu beten für sich und alle, die ihm nahe sind. Weil wir keinen Hohenpriester mehr haben, soll jeder selber Priester sein, als Priester leben und als Priester diesen heiligen Tag durch Buße und Gebet feiern.

Allein der heiligste Tag des Jahres heißt nicht „Tag des Gebetes", sondern Tag der Versöhnung, und seine Mahnung besteht darin, daß wir uns mit Gott, mit uns selbst und auch mit unsern Nebenmenschen versöhnen. — Diese Mahnung, in Einigkeit und in Frieden zu leben miteinander und untereinander, ergeht besonders an Israel in der Gegenwart.

Ein König traf einst auf der Landstraße eine Schar Bettler, die die Vorräte von dem, was ihnen vom Tische der Reichen und Besitzenden geschenkt wurde, in die Zelte trugen, die sie tief im Walde aufgeschlagen hatten. Der König, neugierig über das Benehmen und Gebaren dieser Ausgestoßenen der Gesellschaft, beschloß ihnen unbemerkt zu folgen und sie im Walde zu belauschen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er vernahm, wie sanft und liebevoll sie miteinander verkehrten, wie höflich sie einander an-

sprachen, und wie gut und zuvorkommend einer den andern behandelte. Der König gab sich ihnen zu erkennen und bat sie um Angabe des Grundes über ihr wunderbares Benehmen, das er von ihnen, den Bettlern, nie erwartet habe. Erhabener König! versicherte der Älteste von ihnen, wir sind, wie du wohl siehst, Bettler, von der Gesellschaft ausgeschlossen und ausgestoßen, niemand achtet unser, niemand hat für uns ein freundliches Wort oder selbst einen freundlichen Blick übrig. Wir sind von allen verachtet und werden von niemandem geliebt. Wenn wir einander nicht achten, wer wird denn sonst uns achten; wenn wir einander nicht schätzen, wer wird uns denn sonst schätzen; wenn wir einander nicht lieben, wer wird uns denn sonst lieben? Weil uns jeder verachtet, deshalb müssen wir wenigstens einander achten; weil uns jeder haßt, deshalb müssen wir einander lieben; weil wir von allen ausgestoßen werden, deshalb müssen wir um so inniger und fester unter einander zusammenhalten.

Israel hat leider nirgends Freunde, nirgends Gönner, nirgends solche, die es aufrichtig lieben. Es wird überall und von allen ausgeschlossen, ausgestoßen, verdrängt und bedrängt. Deshalb muß Liebe und Frieden, Einigkeit und Eintracht wenigstens in seiner eigenen Mitte herrschen; deshalb sollen wir einander schätzen und achten. Denn wer soll uns lieben, wenn wir einander hassen, wer soll uns achten, wenn wir einander mißachten, wer soll uns verteidigen, wenn wir einander verleumden, ~~und anklagen~~. Mögen wir die doppelte Mahnung dieses heiligen, hochgepriesenen Tages vernehmen und beherzigen; mögen wir unserer Pflichten als Priester uns bewußt sein, aber auch als Priester leben, als wahre Priester in Frieden miteinander leben. Dann wird der Allvater unsere Gebete erhören und uns mit Frieden segnen.

Die richtige Zurechtweisung.

Ein jüdisches Ehepaar in Polen wurde viele Jahre nach seiner Verehelichung mit einem Sohne beglückt. Die Freude und der Jubel der beglückten Eltern war grenzenlos, denn sie hatten nicht mehr auf Kindersegen gehofft, der ihnen bis dahin versagt war. Das Kind wuchs auch zur Freude der Eltern heran und verriet schon im zartesten Alter seltene Geistesgaben und Vorzüge, die alle in Staunen versetzten. Zu seiner Erziehung nahm der Vater, der übrigens sehr reich war, einen berühmten Gelehrten, der aber, wie es sich bald herausstellte, für diese Aufgabe ungeeignet und unbrauchbar war. Er besaß nämlich die Schwäche, seinen jungen Zögling über Gebühr ins Gesicht zu loben. Das Lob war zwar berechtigt, aber es übte auf das junge Kind einen verderbenden Einfluß. Es wurde eingebildet, faul und auch vorlaut. Der Vater sah sich genötigt, die Erziehung seines einzigen Sohnes, auf den er die größten Hoffnungen setzte, einem andern Lehrer anzuvertrauen, dem er es zur Pflicht machte, seinen Schüler nicht nur nicht zu loben, sondern immer zu tadeln — gleichviel, ob mit Grund oder ohne Grund. Dem neuen Lehrer fiel es anfangs schwer, diese Bedingung zu erfüllen, denn die seltenen Geistesgaben seines jungen Zöglings entzückten ihn derart, daß auch er nahe daran war, ihn zu loben und ihm seine Anerkennung nicht zu versagen. Doch eingedenk der ihm vom Vater seines Schülers auferlegten Pflicht, unterdrückte er seine innere Freude und begann seinen Zögling mit Vorwürfen zu überhäufen, wie sie dieser noch nie vernahm. Er sei faul, schrie der Lehrer, zerstreut, habe keinen Ernst, keine Geduld und Ausdauer. Durch diese Vorwürfe wurde der Ehrgeiz des jungen Kindes angestachelt, und es nahm alle seine Kraft zusammen, um den neuen Lehrer zu befriedigen.

Es machte die größten Fortschritte, und bald wurde es allgemein kurzweg „das Wunderkind" genannt. Eines Tages erschienen einige Freunde des Vaters, um sich von dem seltenen Talente seines Wunderkindes persönlich zu überzeugen. Sie legten ihm die schwierigsten Fragen vor — und das Kind löste sie mit erstaunlicher Schnelligkeit; sie berührten die entlegensten Gebiete der Wissenschaft — und auch hier zeigte das Kind sein seltenes Talent, seine leichte Auffassungsgabe und sein glänzendes Gedächtnis. Als das Kind sich entfernte, brach unter den Gästen ein Sturm der Begeisterung aus; jeder fand an ihm etwas anderes zu loben, und ihr Lob und Beifall wollte schier kein Ende nehmen. Da erhob sich plötzlich der Lehrer und begann seinen abwesenden Schüler mit Vorwürfen zu überhäufen: er sei faul, zerstreut, er habe die ihm vorgelegten Fragen falsch aufgefaßt und sie auch falsch gelöst, er habe überhaupt kein Talent und sein Wissen und Können sei eitel Blendwerk. Als die Gäste sich entfernt hatten, stellte der Vater, der sich in seinem Stolze aufs tiefste gekränkt und verletzt fühlte, den Lehrer über sein Vorgehen zur Rede. „Wie?" fragte dieser erstaunt, „darüber machen Sie mir Vorwürfe, der Sie mir ausdrücklich den Auftrag gaben, ihren Sohn nur zu tadeln und niemals und unter keiner Bedingung zu loben?" „Sie haben mich mißverstanden," erwiderte, noch immer gekränkt, der Vater, „Sie sollen und müssen mein Kind tadeln, es mit Vorwürfen überhäufen, aber nur — wenn Sie mit ihm allein sind. Denn dann verfolgen Ihre Vorwürfe und Ihr Tadel einen bestimmten Zweck: den Schüler zum Lernen anzuspornen und anzueifern. Wenn Sie ihn aber in seiner Abwesenheit tadeln und ihn in den Augen der Fremden herabsetzen, dann erreichen Sie damit nichts, Sie kränken nur mich und schaden meinem Sohne."

Es gab keinen Propheten, der Israel so hart tadelte und

mit so schweren bitteren Vorwürfen überhäufte als der Prophet Jesaia. Gleich im ersten Kapitel des nach ihm benannten Prophetenbuches gebraucht er für Israel die schärfsten Ausdrücke des Tadels; er nennt es „widerspenstige Kinder", er vergleicht es mit Sodom und Amora, er bezeichnet es als „Diebsbande", die Bestechung annimmt und das Recht der Witwen und Waisen beugt. Dafür wurde er aber nicht bestraft, nicht einmal darüber zur Rechenschaft gezogen. Als er im siebenten Kapitel den Ausspruch tat בתוך עם טמא שפתים אנכי יושב, „ich sitze zwischen einem Volke, das unreine Lippen hat", wurde ihm mit einer glühenden Kohle der Mund verbrannt. Dieses, meinen unsere Weisen, geschah als Strafe, weil er Israel als ein Volk bezeichnete, „das unreine Lippen hat". Was bedeutet aber dieser Ausruf im Vergleich zu den Vorwürfen, mit denen er Israel im ersten Kapitel überhäufte? Warum wurde er dafür bestraft, und nicht früher? Die Antwort lautet: Im ersten Kapitel sprach der Prophet zum Volke selbst. Im siebenten Kapitel befand er sich fern vom Volke, in den himmlischen Höhen, in der Nähe des göttlichen Richterthrones, den Engel und Seraphin umstanden. Hier war jeder noch so leichte Tadel unangebracht, ja strafbar, weil er keinen ethischen Zweck verfolgte. Da war es vielmehr als Lehrer und Wächter des Volkes seine Pflicht, die Vorzüge und Lichtseiten des Volkes hervorzuheben, um es der göttlichen Gnade würdiger erscheinen zu lassen.

Soll eine Zurechtweisung den Zweck der Besserung verfolgen, dann hat sie ausschließlich in Gegenwart dessen zu erfolgen, den man bessern will. Hinter seinem Rücken Anklagen gegen seinen Nächsten zu erheben, ist eine böswillige Handlung, die nicht genug verurteilt werden kann. Besser als die Versöhnung der Menschen untereinander ist das ehrliche ernste Bestreben, dauernd in Liebe und Frieden in

Einigkeit und Eintracht zu leben. Liebe und Frieden werden aber nur durch Offenheit und Ehrlichkeit erzielt und dauernd erhalten. Und der heiligste Tag des Jahres, der Tag der Versöhnung, würde nie so viele Gegner und Feinde finden, wenn wir uns daran gewöhnen würden, daß, was wir an unserm Nächsten zu tadeln haben, ihm ins Gesicht zu sagen, auf seine Fehler und Schwächen ihn offen aufmerksam zu machen. Dadurch würde manches Mißverständnis beseitigt, manche Feindschaft im Keime erstickt werden und nie zum Ausbruche kommen. Gewöhnlich handeln wir anders: Wir zeigen uns unserm Nächsten als Freunde und loben in seiner Gegenwart selbst seine Fehler und Schwächen. Hinter seinem Rücken beginnt erst unser Tadel, und das ist zu verdammen und zu verurteilen, das ist strafbar, weil sündhaft nach den Worten der Schrift (III. B. M. 19, 17): הוכח תוכיח את עמיתך ולא תשא עליו חטא לא תשנא את אחיך בלבבך „Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, zur Rede stellen sollst du deinen Nächsten, daß du nicht seinetwegen Sünde trägst."

Liebe und Versöhnung.

In einer kleinen Stadt lebte einst ein Elternpaar, das sich schwer und kümmerlich, aber redlich und ehrlich ernährte. Eines Tages brach in dieser Stadt plötzlich eine verheerende Krankheit aus, der auch dieses arme Elternpaar erlag. Edle Menschenfreunde nahmen sich der verwaisten Kinder, die alle im jugendlichen, zartesten Alter standen, großmütig an und suchten ihnen diesen schweren Verlust zu ersetzen. Die Geschwister wurden voneinander getrennt, in verschiedene Städte gebracht, dort erzogen und hörten lange nichts voneinander. Eines dieser früh verwaisten Kinder wurde im

Laufe der Zeit durch sein Wissen und Können groß und berühmt, ein anderes aber geriet in schlechte Gesellschaft und wurde auch schlecht und verdorben. Als der Bruder, der eine geachtete Stellung einnahm, von den bösen Taten seines jüngeren Bruders erfuhr, nahm er ihn zu sich, in der Absicht, ihn zu beaufsichtigen und ihn zu einem nützlichen und brauchbaren Mitgliede der Gesellschaft heranzubilden. Aber vergebens. All die weisen und guten Lehren und Ermahnungen fruchteten wenig. Der ältere Bruder sah sich genötigt, zum äußersten Mittel der Erziehung seine Zuflucht zu nehmen: seinen jüngeren Bruder körperlich zu strafen und zu züchtigen. Allein kaum erhielt dieser die erste Strafe, als er bitterlich zu weinen und zu klagen anfing, so daß alle Nachbarn zusammenliefen und ihn nach dem Grunde seines lauten Jammerns fragten. „Bist du doch", so bestürmten ihn alle, „an Strafen, Schläge und Züchtigungen aller Art gewöhnt; wurdest du doch als Waisenkind seit deiner frühesten Jugend von vielen geschlagen und gestoßen, ohne zu weinen und zu klagen und Lärm zu schlagen. Warum schreiest du jetzt so sehr, kaum daß dein Bruder dich berührte?" „Sehet," erwiderte der Gefragte, „in eurer Frage ist zugleich die Antwort enthalten. Wenn Fremde mich schlugen, schwieg ich deshalb, weil es eben — Fremde waren. Von diesen konnte ich auch nichts anderes erwarten; von Fremden gezüchtigt und mißhandelt zu werden, war mein Los, seit ich das Elternhaus verlassen mußte. Und deshalb ertrug ich alles mit Ruhe und Gleichmut; ich habe mich allmählich an ihre schlechte Behandlung gewöhnt. Von meinem Bruder aber habe ich eine andere, bessere Behandlung erwartet; von ihm habe ich **Liebe** erwartet, gerade deshalb, weil alle lieblos gegen mich verfuhren, und weil auch er unter der Lieblosigkeit der

Fremden zu leiden hatte. Wenn mein Bruder mich schlägt, schmerzt es mich mehr als alle Schläge und Stöße von fremder Seite."

Es gibt kaum ein zweites Volk auf Erden, das so viel, so oft und — so unschuldig geschlagen wurde wie Israel, kein Volk, das jeder so ungestraft mißhandeln durfte wie das Volk Israel. Man schlage nur auf das große Buch der Weltgeschichte, und man wird darin finden unzählige rotgefärbte Blätter, rot wie Blut, rot von Blut; von dem Blute glaubenstreuer Israeliten, das da unschuldig vergossen wurde, weil sie eben Israeliten waren und Israeliten bleiben wollten. Man schlage nur auf das große Buch der Weltgeschichte, und fast auf jeder Seite wird man lesen von Trümmern und Leichen, von Raub und Mord, von zerstörten Gotteshäusern und verwüsteten Gemeinden, von Scheiterhaufen und Folterwerkzeugen, von den Klagen der Witwen und Waisen, von Söhnen und Töchtern, von Vätern und Müttern, denen ruchlose Hände ihr Kostbarstes und Teuerstes entrissen haben. Israel ist eben ein עם מלומדי מכות „ein Volk, das gewöhnt ist, geschlagen zu werden". Und doch wird man im jüdischen oder rabbinischen Schrifttume kaum eine lieblose Bemerkung, kaum einen Fluch und eine Verwünschung gegen Israels Peiniger und Unterdrücker finden. Israel war eben gewöhnt, von fremder Hand geschlagen und gestoßen zu werden, seit jener Zeit, so es sein eigenes Land verlassen und den Wanderstab ergreifen mußte, um eine Ruhestätte zu suchen für seine müden, zerschlagenen Glieder. Es hat seine Schmerzen verbissen, mit Geduld alles ertragen, weil sie ihm **Fremde** verursacht haben, und von Fremden hat es nichts als Leid und Schmerz erwartet.

Wehe aber, wenn einer aus seiner Mitte es gewagt hatte, einen andern anzugreifen, ihm nahezutreten oder gar ihm

wehe zu tun. Ein Sturm der Empörung und Entrüstung erhob sich da von allen Seiten, der Bannstrahl wurde gegen den Missetäter erlassen, und er wurde sehr schwer und empfindlich bestraft. Welcher Lärm sich in dem Falle erhob, wenn ein Jude den andern kränkte, ihm Schaden zufügte, ihn verleumdete oder seinem Ruf und seiner Ehre nahe trat, davon weiß das rabbinische Schrifttum und die Geschichte der Gemeinden des Mittelalters Bände voll zu erzählen. Die Leiden und Schmerzen, die ein Bruder dem andern, ein Jude seinem Glaubensbruder verursachte, nahm man in Israel nicht ruhig und stillschweigend hin. Abgehärtet und fast unempfindlich gegen die Schläge und Stöße von fremder Seite, waren sie desto empfindlicher gegen die Schmerzen, die einer dem andern aus ihrer Mitte verursachte. Von Fremden geschlagen zu werden, waren sie schon gewöhnt, dagegen erwarteten sie desto mehr Liebe von ihren Brüdern, von denen, die ja selbst unter der Lieblosigkeit der Fremden zu leiden hatten, und die aus Erfahrung wissen mußten, wie schmerzlich es ist, unschuldig zu leiden. Deshalb gingen sie auch mit ihren lieblosen Brüdern desto strenger zu Gericht, und deshalb waren sie um so empfindlicher gegen jede Lieblosigkeit aus ihrer eigenen Mitte. Und deshalb schrien und lärmten sie auch, wenn sich einer aus ihrem Lager nicht als Bruder benahm, nicht in Einigkeit und Eintracht mit seinen Brüdern lebte und nicht mit ihnen als Bruder fühlte, mit ihnen Leid und Freude brüderlich ertrug.

Dasselbe gilt aber auch von Israel der Gegenwart. Einigkeit und Eintracht, Liebe und Frieden tut auch dem Judentum von heute dringend not. Dies um so mehr, als unsere Stellung in der Gesellschaft nicht viel besser ist als die unserer Vorfahren in vergangenen Zeiten, und wir noch immer unter Ausnahmsgesetzen und unter einer Ausnahmsstellung zu leiden haben. Wir empfinden zwar schmerzlich

jede Kränkung von fremder Seite, wir empfinden sie aber doppelt schmerzlich, wenn sie aus unserer eigenen Mitte herrührt. —

Was sind wir und was sollen wir sein?

Vor vielen Jahrhunderten lebte ein Fürst, der grausam und hartherzig war. Am meisten hatten aber unter seiner Grausamkeit seine Diener zu leiden, die ihm gänzlich ausgeliefert waren. Diese ertrugen ihr Los in Ruhe und Ergebenheit und ließen es sich nicht anmerken, wie grausam sie von ihrem Herrn behandelt und mißhandelt wurden, so oft es ihm beliebte. Aber nicht nur der Außenwelt gegenüber, selbst gegeneinander suchten sie einen gewissen Stolz hervorzukehren. Eines Tages entspann sich ein Streit zwischen dem Leibjäger und dem Türhüter des Fürsten. Der Leibjäger sprach: „Ich bin mehr als du; denn ich darf die Gemächer des Fürsten betreten, mich in seiner Nähe aufhalten, ihn bedienen und für seine Bedürfnisse sorgen. Du aber stehst nur an der Tür und siehst den Fürsten, wenn er gerade an dir vorübergeht." „Dafür", entgegnete der Hüter, „bin ich aber den ganzen Tag geschmückt; meine Kleidung strotzt von Gold, und jeder, der den Palast betreten will, muß sich zuerst an mich wenden, nicht aber an dich, der du zuweilen auch die allerniedrigsten Dienste versehen mußt." Als sie so längere Zeit miteinander stritten, nahm der Fürst das Wort, der unbemerkt Zeuge dieses Streites war: „Euer Streit", meinte er, „ist ganz nutz- und zwecklos. Denn was ihr auch zu sein glaubet — ihr seid beide meine Diener und mir ausgeliefert. Ich habe für euch beide dieselbe Peitsche und lasse sie auf euren Rücken herniedersausen, wenn es mir beliebt. Wozu also euer Streit, und wozu dieser falsche Stolz?" —

Was wir ſind und was wir ſein ſollen — die Antwort darauf dürfte nicht ſo ſchwer fallen. Wir ſollen ſein in erſter Reihe das, was wir ſind, und wofür man uns hält: Juden. Dieſes wollen wir in der Regel nicht zugeben, wir halten uns meiſtens für etwas „Beſſeres". Aber es kommt leider nicht darauf an, was wir zu ſein glauben und vorgeben und wie wir über unſere Stellung denken, ſondern hauptſächlich darauf, wofür uns jener Tyrann hält, dem wir ausgeliefert ſind. Dieſer Tyrann iſt die öffentliche Meinung, die Welt. In ihren Augen ſind und bleiben wir Juden, mögen wir dieſer oder jener Nation, dieſer oder jener Partei angehören. Hat ſie doch für uns alle eine Peitſche, um uns zu züchtigen und zu demütigen, und macht ſie doch von ihrem Züchtigungsrecht ausgiebigen Gebrauch! Wozu alſo einen Stolz hervorkehren, der, näher betrachtet, gar keiner iſt, und wozu alſo dieſen Stolz zur Schau tragen denen gegenüber, die über unſere Stellung gut unterrichtet ſind?

Allerdings keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt Juden, die man nicht als Juden, ſondern als treue Söhne des Landes preiſt, dem ſie angehören. Das iſt immer der Fall, wenn der Jude ganz Beſonderes und Hervorragendes leiſtet, ſei es auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſei es auf wirtſchaftlichem, politiſchem oder anderem Gebiete des öffentlichen Lebens. In dieſem Falle, wenn nämlich ſeine Leiſtungen und ſein Wirken dem ganzen Volke zur Ehre oder zum Heile und Segen gereichen, wird er zum Sohne des Landes „erhoben", und er hört auf, in den Augen der Welt als Jude zu gelten. Aber gerade dieſe große und ſeltene Auszeichnung, die nur einem Angehörigen des Judentums zuteil wird, gereicht dem Judentume im allgemeinen zu keiner beſonderen Ehre und beweiſt nur die Auffaſſung der Welt, daß die Juden in ihrer Geſamtheit nicht wert

und würdig sind, dieser Ehre teilhaftig zu werden. Täuschen wir uns und andere über unsere Stellung nicht und gestehen wir uns ein, daß wir das sind, wofür man uns hält, und was wir auch sind: Juden.

Dieses tat auch der Prophet Jona. Es wurden an ihn verschiedene Fragen gerichtet: er solle sagen, um wessen willen der Sturm auf dem Meere sich erhob, was seine Beschäftigung sei, woher er komme, wessen Landes er sei, und welchem Volke er angehöre. Diese vielen Fragen hätten einen modernen „Hebräer" in Verwirrung gebracht. Er hätte sich gekrümmt und gewunden, um die Wahrheit über seine jüdische Stammeszugehörigkeit möglichst zu verschleiern. Ein moderner „Hebräer" hätte sich sicherlich — nicht als Hebräer bekannt und hätte sich als Angehöriger jeder beliebigen Nation und jedes beliebigen Landes bezeichnet, um nur nicht seine wirkliche Abstammung verraten zu müssen. Der Prophet Jona beantwortete aber alle Fragen mit einem Worte: עִבְרִי אָנֹכִי „Ein Jude bin ich!" Und die Schiffsinsassen wußten schon genug. Denn in diesem Bekenntnisse ist die Beantwortung aller Fragen enthalten. „Jude bin ich" — deshalb tobt der Sturm auf dem Meere, und deshalb droht allen eine schreckliche Gefahr — der Jude ist für alles verantwortlich und „der Jude wird verbrannt" oder ertränkt — gleichviel, ob schuldig oder unschuldig. „Jude bin ich" — und seine Beschäftigung ist, zu darben, zu sparen, zu erwerben, um eines Tages überfallen und ausgeplündert zu werden. „Jude bin ich" — deshalb kann er das Land schwer bezeichnen, dem er angehört, weil jedes Land ihn verleugnet, ihn als Fremdling und Eindringling betrachtet und behandelt. „Jude bin ich" — deshalb kann er die Nation nicht nennen, der er mit Leib und Seele angehört, weil — es ihm niemand glaubt.

Uns ergeht es leider nicht besser als dem Propheten auf

dem sturmbewegten Meere. Auch wir werden für alle Schäden und Mängel auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, in denen wir wirken, verantwortlich gemacht. Uns alle trifft dieselbe Peitsche, aber es fehlt uns leider der Mut, uns selbst einzugestehen und auch andern gegenüber zu betonen, יהודי אנכי „daß wir Juden sind".

Das Schöne und Einfache.

Der Feststrauß besteht aus vier verschiedenen Pflanzen. Die schönste Frucht im Feststrauß ist entschieden der köstlich duftende Esrog; die einfachste Pflanze ist die Bachweide. Der Vorschriften über Aussehen, Größe, Maß, Farbe und Schönheit des Esrog gibt es viele. Die Vorschriften über die Bachweide sind nur gering: עלה אחד בבד אחד כשר „eine Weide, die nur ein Blatt hat, genügt schon als Bachweide". Wir wenden auch unsere ganze Aufmerksamkeit dem Esrog zu; hier untersuchen und prüfen wir alles genau und sorgfältig: Bau, Größe, Farbe und Aussehen. Um die Bachweide kümmern wir uns wenig. Und doch gehören beide zum Feststrauß! Trotzdem bilden beide ein göttliches Gebot! Warum bevorzugen wir das eine und vernachlässigen das andere? Die Antwort darauf lautet: der Esrog wird in der Heiligen Schrift als eine schöne Frucht bezeichnet; er muß vor allem schön sein. Über das Schöne wurden und werden immer mehr Gesetze und Normen aufgestellt, um das höchste Maß der Schönheit zu erreichen. Die Bachweide ist einfach. Über die Einfachheit läßt sich nicht viel sagen; je einfacher, desto besser.

Die einfache, schlichte Bachweide gleicht dem religiösen Leben unserer Vorfahren, die in jeder Beziehung einfach und anspruchslos waren. Auch in religiöser Hinsicht. Ein

einfacher Raum genügte ihnen als Gotteshaus; eine bescheidene Schule als Lehrhaus für alt und jung. Das Judentum der Gegenwart will auch äußerlich schön und anziehend wirken. Es gleicht mehr dem Esrog und kann sich nicht schön genug der Außenwelt präsentieren. Wer aber hat recht, das Judentum der Vergangenheit in seiner Einfachheit und Bescheidenheit oder das Judentum der Gegenwart in seiner Sucht nach Schönheit und Vollkommenheit? Darauf gibt uns folgende Erzählung eine treffende Antwort.

In einer kleinen Stadt lebten einst zwei Waisenkinder, Mädchen, die das Unglück hatten, die Eltern frühzeitig zu verlieren. Da sie arm und hilflos zurückblieben, nahmen sich ihrer edeldenkende Menschenfreunde großmütig an. Sie wurden voneinander getrennt und nach verschiedenen, entgegengesetzten Städten und Ländern gebracht; die eine kam nach Polen, die andere nach Frankreich. Jede lebte in einem andern Lande, und sie hörten nichts mehr voneinander. Als sie heranwuchsen, heiratete die eine einen Mann, der sich schwer und kümmerlich ernährte; die andere aber bekam einen Mann, der über große Schätze und Reichtümer verfügte. Eines Tages beschloß die Frau des armen Mannes, die in Polen lebte, die Grabstätte ihrer verstorbenen Eltern zu besuchen. Sie legte den weiten Weg zu Fuß zurück und langte nach langem Wandern, matt und müde, geschwächt und abgezehrt von den Beschwerden der Reise, an dem Ziele ihrer Sehnsucht an. Sie warf sich neben dem Grab ihrer Eltern nieder und benetzte dessen Hügel mit ihren Tränen. Als sie sich erhob, erblickte sie zu ihrem Erstaunen eine zweite Frau, die ebenfalls vor demselben Grabe kniete und schluchzend den Namen ihrer Eltern anrief. Diese Frau trug kostbare Gewänder und war geschmückt mit teuren Edelsteinen, die in der Sonne glitzerten und funkelten. Es war die Schwester aus Frankreich, die Frau des Reichen, die ebenfalls kam,

das Grab ihrer Eltern zu besuchen. Die Schwestern erkannten einander und freuten sich über das plötzliche Wiedersehen. Die arme wußte von sich nicht viel zu erzählen. Ihr Mann sei zwar gut und brav, er liebe sie sehr und behandle sie mit Güte und Milde, aber — die Armut, die schreckliche Armut! Sie habe kaum Brot, um ihren Hunger zu stillen. „Dir aber", fügte sie mit einem Anfluge von Neid hinzu, „scheint es besser zu gehen. Diese kostbaren Gewänder, diese glitzernden und strahlenden Edelsteine, dieser herrliche Perlenschmuck! So viel Pracht und Herrlichkeit! Wie mußt du glücklich sein!" „Ach, Schwester," rief die Reiche unter Tränen aus, „der Schein trügt. Dich blendet mein äußerer Glanz. Könntest du aber die Wunden sehen, die meinen Körper bedecken, die Schmerzen fühlen, die meine Glieder durchzucken, mein Herz sehen, das innerlich blutet! Ja, äußerlich, vor der Welt, hüllt mich mein Mann in kostbare Gewänder, hängt er mir die schönsten Edelsteine um; aber im geheimen, wenn niemand sieht und hört, welche Roheit, welche Mißhandlung, welche Herzlosigkeit! Da beneide ich wahrlich schon dich und dein Geschick. Dein Mann — er kann dir kostbare Gewänder nicht geben, aber er liebt dich, er schätzt dich, er hält dich in Ehren, und das ist wertvoller als äußerer Glanz und Prunk vor den Augen der Welt und Mißhandlung im geheimen."

Unsere Vorfahren haben mit ihrer Religion nach außen nicht viel Prunk und Luxus entfaltet. Sie waren zu arm, um die Thora in kostbare Gewänder zu hüllen, zu arm, um herrliche, prunkvolle Gotteshäuser aufzuführen, zu arm, um schöne und feierliche Gottesdienste zu veranstalten. Sie glichen der einfachen, schmucklosen Bachweide. Wir aber gleichen dem schönen Esrog; wir wollen auch äußerlich mit unserer Religion strahlen und glänzen. Wir sind dieses unserer Stellung in der Gesellschaft und im Staate schuldig. Aber

im geheimen, wenn wir unter uns sind, wie wird da die Thora zuweilen mißhandelt, welche Wunden werden ihr geschlagen, wie werden aus ihr Stücke herausgerissen und herausgeschnitten — eine Behandlung, die mit der äußeren Pracht in Widerspruch steht. Da war schon das Benehmen unserer Vorfahren eher zu loben; sie schmückten nicht, weil sie zu arm waren; aber sie mißhandelten auch nicht, weil sie ihre Religion und ihren Glauben wahrhaft und aufrichtig liebten und verehrten. Sie konnten keine prunkvollen Gotteshäuser errichten, sie mußten sich mit „Sukkos", mit einfachen Hütten begnügen, aber dafür wurden diese oft und fleißiger besucht; sie konnten die Thora nicht mit Silbergeräten zieren, aber dafür hielten sie sie in Ehren und befolgten jede ihrer Vorschriften. Und eine gute Behandlung ist immer dem äußerlichen Prunk vorzuziehen. Wir aber schmücken und mißhandeln, putzen und zieren und verabreichen Schläge. — Esrog und Bachweide müssen einander berühren. Ginge es nicht, den frommen Sinn unserer Vorfahren mit dem Streben nach Schönheit und Glanz der Gegenwart zu vereinen? Schöne Gotteshäuser und ein reger Besuch, feierliche Gottesdienste und eine lebhafte Beteiligung, die Thora schmücken und sie nicht mißhandeln? Das wäre wahrhaft schön in jeder Hinsicht.

Die wahre Hilfe. I.

Um den Nachstellungen seiner Feinde, Neider und Hasser, die ihm nach dem Leben trachteten, zu entgehen, sah sich einst ein angesehener, reich begüterter, kluger und erfahrener Mann gezwungen, die Flucht zu ergreifen. Des Weges unkundig, irrte er lange ziel- und planlos umher, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte lenken solle. Plötzlich brach die Nacht

heran, und so stand er einsam und verlassen, verzagt und verzweifelt auf fremdem Boden, in einer Gegend, die ihm gänzlich unbekannt war. Und als ihn schon die Kräfte zu verlassen drohten und er, ermattet und ermüdet, auf der einsamen, unsicheren Landstraße übernachten zu müssen glaubte, gewahrte er plötzlich einen Lichtschimmer, der von einem entfernt gelegenen Hause ausging. Alle seine Kräfte zusammennehmend, folgte er dem Lichtstrahle und suchte zu dem Hause zu gelangen, wo er mitleidige Menschen vermutete. Er erreichte das Haus und bat weinend und klagend um Einlaß, der ihm auch freundlich gewährt wurde. Dort sah er einen Mann, der emsig und eifrig Lehm knetete und daraus Gefäße verschiedener Form und Größe herstellte. Auf die Frage des Flüchtlings, weshalb er sich auch des Nachts keine Ruhe gönne, erklärte der Töpfer, daß er eine zahlreiche Familie zu ernähren habe und in größter Armut lebe — nur von dem, was er durch seiner Hände Arbeit verdiene, und dieses sei sehr wenig. Denn die Einwohner des Ortes seien selber arm, und er könne schwer seine irdenen Gefäße an den Mann bringen. Der Fremde, von Mitleid ergriffen, gab ihm den wohlmeinenden Rat, mit seinen Erzeugnissen in die benachbarte Hauptstadt zu gehen. Dort, meinte er, wohnen in einer Straße mehr Menschen als in dem ganzen Orte, und dort werde er für seine Ware größere Preise erzielen als unter der armen Landbevölkerung. Dieser Rat gefiel auch dem armen Töpfer, der sich beeilte, denselben auszuführen. In der Hauptstadt angelangt, suchte er die belebteste Straße auf, wo er seine irdenen Gefäße zum Verkaufe anbot. Allein die Vorübergehenden beachteten ihn kaum, manche lächelten sogar spöttisch und höhnisch, als sie seine Waren erblickten; niemand interessierte sich für seine irdenen Töpfe, Teller und Schüsseln, von deren Verkauf er sich den schönsten Erfolg versprach. So vergingen einige

Tage, ohne den geringsten Erfolg; er fing an, gegen sein grausames Geschick zu murren und jenem zu fluchen, der ihm diesen Rat erteilt hatte. Als er nun jenen Fremden plötzlich erblickte, der, wie er meinte, ihn ins Unglück gestürzt habe, eilte er auf ihn zu und überhäufte ihn mit Vorwürfen und Scheltworten. Er erzählte ihm von seinem Mißgeschick, daß er schon viele Tage in der Hauptstadt weile und dort nichts verkauft habe, und daß er der Verzweiflung nahe sei. „Mein Freund," erwiderte lächelnd der zur Rede Gestellte, „mein Rat war gut gemeint; aber du hast ihn schlecht und falsch ausgeführt. Nicht hier, nicht in dieser Straße, in der die höchsten Würdenträger des Reiches, Fürsten und die Reichsten des Landes wohnen, hättest du deine irdenen Geschirre feilbieten sollen; denn diese haben dafür keine Verwendung und auch kein Verlangen. Nein, das Arbeiterviertel hättest du aufsuchen sollen, dort, wo die Armen und Enterbten des Glückes leben. Dort war deine Ware am Platze, dort hättest du sie auch leicht an den Mann gebracht; denn diese können deine Ware brauchen."

Unser Zeitalter nennt sich stolz das Zeitalter der Humanität, und wir haben auch allen Grund, auf die Humanität unsres Zeitalters stolz zu sein. Allein trotz aller Humanität und aller humanitären Anstalten und Bestrebungen gibt es sehr viel Not und Elend unter den Menschen im allgemeinen und in Israel im besonderen; Not und Elend, wie man sie vielleicht in früheren Zeiten nicht kannte; Not und Elend, die niemand versucht zu lindern und zu mildern. Und doch steht die Wohltätigkeit ganz besonders in den Gemeinden Israels nach wie vor in schönster Blüte. Es werden in Israel ja Unsummen geopfert zu wohltätigen Zwecken. Wie ist nun dieser Widerspruch zu verstehen und zu erklären? Die Antwort darauf lautet kurz: Wir wissen meistens nicht,

wo man unserer Wohltätigkeit am meisten bedarf. Wir üben sie meist dort aus, wo sie am wenigsten angebracht und angezeigt erscheint. Wo sie am nötigsten und segensreichsten wäre, dort kommen wir eben gar nicht hin. מתן בסתר, die stille Wohltätigkeit, indem man die Armen und Elenden aufsucht, wird selten geübt. Man spendet vielmehr gern zu wohltätigen Zwecken öffentlich, um seine Wohltaten öffentlich zu zeigen, damit zu prunken und zu glänzen. Der Zweck ist dann Nebensache; Hauptsache ist, daß man in der belebtesten Straße sich befindet mit den Vornehmen und Hochgestellten, mit den Männern von Rang und Namen. Dort aber, wo wir unsern Wohltätigkeitssinn am meisten und leichtesten betätigen könnten, im Armenviertel, in den Quartieren des Elends, in jenen Hütten, die abseits liegen, und von denen kaum ein Laut in die große Öffentlichkeit dringt — dort kommen wir nicht hin, denn das käme ja nicht an die große Glocke der Öffentlichkeit. Und doch ist es edler und humaner, im stillen Gutes zu tun und Wohltaten im geheimen zu üben, als große Summen zu opfern, um damit nach außen großzutun. Wer wahrhaft wohltätig sein will, der befolge die Worte der Heiligen Schrift und suche zur Zeit der Ernte die — סוכה „die Hütte" auf, die abseits liegt und den tobenden, tosenden Stürmen des Lebens schutzlos preisgegeben ist. Dann wird er sich nicht nur allein mit der Ernte freuen, sondern auch andere und wahrhaft Bedürftige erfreuen. Dann wird er das erhabene Gebot des Hüttenfestes erfüllen und sich der Ernte, mit der Gott ihn reich gesegnet hat, um so inniger freuen können, in dem Bewußtsein, daß er Armen und Bedürftigen aufgeholfen habe und deshalb von ihnen gesegnet werde.

Die wahre Hilfe. II.

Einst wollte ein Landmann mit einem schwer beladenen Wagen einen steilen Hügel emporklimmen. Doch alle Mühe, die er sich gab, war vergebens. Die armen Tiere versuchten keuchend und schnaubend die schwere Last emporzuziehen; allein kaum hatten sie einen größeren Teil der Bergeshöhe gewonnen, da begann die Last unter Gepolter und Getöse hinabzusinken, alles mit sich fortreißend. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen, den Hügel zu überwinden, beschloß der Landmann, sich eines mächtigen Baumstammes als Stütze zu bedienen, der das Sinken der schweren Last verhindern sollte. Erfreut über diesen Einfall, begann er von neuem die armen Tiere anzueifern und anzufeuern. Allein fast am Ziele angelangt, nur noch einige Schritte von der Höhe entfernt, begann der Wagen abermals krachend und knarrend in sausender Geschwindigkeit hinabzurollen, alles, selbst den mächtigen Baumstamm, den der Bauer rasch unter die in rasender Eile rollenden Räder als Hemmung geworfen hatte, mit sich fortreißend und zertrümmernd. In seiner Ratlosigkeit erblickte der Landmann am Fuße des Hügels einen Mann, der mit einer noch viel schwereren Last dieselbe Höhe zu erklimmen sich anschickte. Der Landmann hielt es für seine Pflicht, ihn davor zu warnen und auf das Törichte seines Beginnens aufmerksam zu machen: er werde, meinte er, dieses Ziel nie erreichen. Lächelnd erwiderte der Angesprochene, daß er trotzdem gut und wohlbehalten den Hügel zu nehmen hoffe, da er zu diesem Zwecke zwei Steine mitführe, die die Last stützen und halten werden. „Wie?" höhnte der Landmann, „diese zwei kleinen Steinchen sollen diese schwere Last an dem Sinken hindern, nachdem dieser mächtige Stamm sich als zu schwach und unzureichend erwiesen hat?" „Mein Freund," erwiderte ruhig der andere, „du

haſt dich der Stütze zu ſpät bedient; du haſt davon Gebrauch gemacht, als nichts mehr zu helfen und zu ſtützen war. Du haſt die ſchon rollenden Räder aufzuhalten verſucht, und das war töricht und vergeblich! Denn wenn die ſchwere Laſt talwärts rollt, da hilft keine noch ſo ſtarke Stütze mehr; da kann nichts mehr das Rollen aufhalten. Hätteſt du dich ſolcher zwei kleinen Steinchen als Stütze bedient, aber bevor die Laſt zu rollen begann, dann hätteſt du den Hügel langſam, aber ſicher erreicht. Bevor die Laſt ſinkt, genügt die kleinſte Stütze, ſie zu erhalten; iſt ſie einmal im Sinken, dann hält ſie nichts mehr zurück."

Es iſt eigentlich eine auffallende Erſcheinung, daß trotz der vielen Summen, die zu Wohltätigkeitszwecken verwendet werden, dennoch ſo viel Not, Armut und Elend unter den Menſchen herrſcht! Woher kommt es, daß trotz der eifrigſten Bemühung aller Gemeinden in Iſrael dennoch ſo viele Glaubensbrüder in Not und Elend, in Kummer und Sorgen leben? Die Antwort darauf lautet: aus lauter Mitleid, Mitgefühl und Erbarmen, in dem Beſtreben, zu helfen und zu unterſtützen, wiſſen wir und fragen wir nicht mehr, wie, wann und wem zu helfen. Wir kommen meiſtens mit unſerer Hilfe und Unterſtützung zu ſpät; erſt dann, wenn die Verhältniſſe des vom Unglücke Heimgeſuchten der den Hügel hinabrollenden Laſt gleichen. Da iſt es allerdings ſchwer und faſt unmöglich, dauernd zu helfen. Wer aber ſo tief geſunken iſt, auf öffentliche Hilfe und Unterſtützung, auf Almoſen angewieſen zu ſein, dem wird man ſchwer dazu aufhelfen können, ſich von ſeiner Hände Arbeit zu ernähren und zu erhalten. Unſere Hilfe muß dann einſetzen, noch bevor es abwärts zu gehen beginnt, dann genügen nur zwei Steine, zu ſtützen und zu erhalten. Die zwei Steine haben im geſchäftlichen Leben einen beſtimmten Namen: man nennt ſie Kredit oder unverzinſtes Darlehen, Gelegenheit zur Arbeit

und Verdienſt. Wir helfen erſt dann, wenn unſer „Rachmonus", unſer Mitleid angeſprochen wird; Mitleid aber erregt naturgemäß nur der, der ſchon bemitleidenswert iſt, der ſich ſelbſt nicht mehr helfen kann. Dann erſt kommen wir mit unſerer Hilfe, aber dann iſt es auch meiſtens zu ſpät. Wer ſich ſelbſt, wenn auch mühſelig, ernähren und erhalten will, ruft in der Regel unſer Mitleid nicht an, und gerade ihn ſollten wir ſchützen, damit er nicht ſinkt und in den Abgrund unaufhaltſam hinabrollt. Aber erſt wenn er fällt und ſinkt, immer tiefer und tiefer, kommen wir mit dem mächtigen Stamme als Stütze, mit dem großen Apparate unſerer Wohltätigkeitseinrichtungen, da iſt es zu ſpät. Wer geſunken iſt, den können wir nimmer in die Höhe bringen. Wer ſich ſelbſt mit aller Gewalt erhalten und ernähren will, wer Arbeit und Verdienſt ſucht, wer einen ehrlichen Nahrungszweig ſich zu verſchaffen bemüht, dem frommen und nützen die Almoſen nichts. Was nützen denn die vielen Armenhäuſer und Verſorgungsanſtalten demjenigen, deſſen ſehnlichſter Wunſch und eifriges Bemühen ſtets war, ihnen nicht zur Laſt zu fallen? Für denjenigen, der erſt zu ſinken beginnt, der ſich noch mit aller Gewalt erhält und vor Fall und Sturz ſich zu ſchützen ſucht, haben wir meiſtens nichts übrig. וכי ימוך אחיך ומטה ידו והחזקת בו, heißt es in der Heiligen Schrift: „Wenn dein Bruder zu verarmen anfängt und ſeine Hand zu wanken beginnt, da ſollſt du ihn ſtützen und ihn zu erhalten ſuchen," nicht aber warten, bis er ſchon gefallen und geſunken iſt. כי משכבל אין לו תקומה „Denn iſt er ſchon gefallen, dann gibt es für ihn ſchwerlich eine Hilfe". Die Heilige Schrift ſagt auch, wie wir Fallenden und Sinkenden helfen können und helfen ſollen: nicht durch Almoſen, nicht durch Geldgeſchenke, ſodern durch ein unverzinſtes Darlehen. את כספך לא תתן לו בנשך. Das iſt die ausgiebigſte Hilfe und die beſte Unterſtützung. Damit kann

man auch gar so manchen vor Fall und Sturz bewahren und auch davor, daß er Wohltätigkeitsanstalten und -vereinen nicht zur Last falle. Damit kann man oft Existenzen begründen und erhalten. Das ist wahre jüdisch-religiöse Wohltätigkeit.

Das Schlußfest.

In einer großen Stadt lebte einst ein Mann, der über große Schätze und Reichtümer verfügte und deshalb von allen beneidet wurde. Er hatte eine einzige Tochter, die er mit der ganzen Glut und Innigkeit eines treuen Vaterherzens liebte. Als sie herangewachsen war, heiratete sie einen Mann, der in einem fernen Lande wohnte, und an dessen Seite sie glücklich zu werden glaubte und hoffte. Diese Hoffnung erwies sich aber, wie so oft, als trügerisch. Die Sitten und Gebräuche ihrer fremden Umgebung, die ihr stets fremd blieben, die schweren Kränkungen, die ihr von ihrem Gatten und dessen Eltern bereitet wurden, die neue Lebensweise, der sie sich nicht anzupassen vermochte, dieses alles steigerte ihren Unwillen und ihre Unzufriedenheit derart, daß sie, kurz entschlossen, ihrem Vater in einem Briefe ihr Leid klagte. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf den Vater die Nachricht vom Unglück seines einzigen Kindes. Er beschloß, die weite Reise nicht zu scheuen, seine Tochter zu besuchen und deren herzlosen Gatten und seine Eltern zur Rechenschaft zu ziehen. Allein kaum vernahmen diese die Nachricht von der baldigen Ankunft des Vaters der jungen Frau, da änderten sie alle ihre Taktik und wurden wie umgewandelt. Die häßlichen Sitten und Gebräuche wurden aus ihrem Hause verbannt; die junge Gattin wurde zart und sanft behandelt, und alles wurde so eingerichtet, wie sie es verlangte. Und als vollends

der Vater eintraf, da herrschte im ganzen Hause die beste Ordnung und das schönste Einvernehmen. Die Tochter hatte keinen Grund zu klagen, und der Vater keine Ursache einzuschreiten. Endlich nahte der Tag der Abreise des Vaters heran. Er ließ seine Tochter zu sich kommen und stellte sie zur Rede wegen ihrer Klagen, die ja, wie er sich nun persönlich überzeugt habe, jeder Begründung entbehren. „Mein Vater," erwiderte die Tochter, in Tränen ausbrechend, „solange du hier weiltest, fühlte ich mich wirklich glücklich und zufrieden, da ging mir auch alles nach Wunsch, und ich hatte auch keine Ursache zu klagen. Nun aber schickst du dich an, mich zu verlassen, und da fürchte ich sehr, daß das traurige, qualvolle Leben für mich von neuem beginnen werde."

Man klagt gewöhnlich in Israels Gotteshäusern über die Vernachlässigung der Religion und des geheiligten Väterglaubens, über mangelhaften religiösen Sinn und über mangelhafte Beteiligung an dem Gottesdienste. Diese Klagen scheinen eigentlich ganz unbegründet zu sein. Denn seit dem Monat Ellul wurden die Gotteshäuser immer besser besucht; an den hohen Feiertagen waren sie vollständig aus—gefüllt, und gebetet wurde Tag und Nacht, früh und spät. Wozu also die Klagen, die scheinbar jeder Begründung entbehren? Allein das Geheimnis unseres neuen Benehmens und Betragens ist ja bekannt: wir sind nur deshalb anders und besser geworden, weil wir den Vater im Himmel fürchteten, dessen Ankunft die Schauforstimme am ersten Ellultage uns verkündete. Ja, wir fürchteten den Vater, der da kam, לשפט את הארץ „eine strenge Untersuchung einzuleiten". Deshalb haben wir auch unsere alte Gewohnheit aufgegeben und eine neue Ordnung eingeführt; deshalb herrschte auch ein schönes, echt jüdisch-religiöses Leben in unserer Mitte. Nun ist der יום הדין „der Tag des Gerichtes" mit dem heutigen Tage zu Ende; die Fest- und Feiertage dieses hei-

ligen Monats finden bald ihren Abschluß. Und da ist zu befürchten, daß das alte Leben wieder von neuem beginnen werde: die Gotteshäuser werden wieder verwaist zurückbleiben, die Thora vernachlässigt und deren Gebote außer acht gelassen werden. Deshalb will uns der heutige Tag gleichsam mit aller Gewalt im Gotteshause noch zurückhalten. Ein Tag mehr religiösen Lebens ist auch ein großer Gewinn. Besser allerdings wäre es, wenn wir stets so leben würden wie in der Zeit, so unser Vater unter uns weilte. Dann brauchten wir seine Ankunft nicht zu fürchten, sondern wir würden sein Kommen mit Freuden erwarten — im Bewußtsein, so gelebt und gehandelt zu haben, wie es sein erhabener Wille ist. Diesen Vorsatz mögen wir an diesem Schlußfeste fassen und ihm treu zu bleiben, dazu möge uns der Allvater die Kraft verleihen.

Was fehlt unsern Gemeinden?

Würden unsere Vorfahren ihren Gräbern entsteigen und unsere gegenwärtigen Gemeinden mit ihren mannigfachen religiösen Institutionen und Einrichtungen, ihren Statuten und Normen, ihre religiösen und humanitären Anstalten, unsere schönen, prunkvollen Gotteshäuser, unsere geregelten Gottesdienste und unsere meist von geschulten Pädagogen geleiteten Religionsschulen nur äußerlich und flüchtig sehen, dann würden sie keinen geringen Respekt vor uns, ihren Nachkommen, empfinden. Denn, äußerlich betrachtet, ist für die Erhaltung unserer Religion in unserer Zeit mehr und besser gesorgt als zur Zeit unserer Vorfahren, und es geschieht eigentlich jetzt für die Erhaltung unserer Gemeinden und des Judentums mehr als in vergangenen Zeiten. Vor allem der Schutz und die Fürsorge, die die Behörden unsern

Gemeinden angedeihen lassen und die den Gang unserer Gemeinden regeln und überwachen, behördliche Maßnahmen, von denen unsere Väter keine Ahnung hatten. Wer hat auch in früheren Zeiten etwas von behördlich genehmigten Gemeindestatuten gehört, die den Gang und den Betrieb der Gemeinden bis auf das kleinste Detail vorschreiben und anordnen; wer hat von einer Friedhofsverwaltung und Friedhofskommission, von einem öffentlichen, allen gleich zugänglichen Religionsunterricht oder gar von einer geregelten und — gerechten Kultussteuer etwas gehört? Wie anders ist es aber um unsere Gemeinden heute bestellt! Auf den ersten Blick lassen sie eigentlich nichts zu wünschen übrig: alles ist da geordnet, für alles ist gesorgt, alles ist vorgeschrieben und vorgezeichnet und, was die Hauptsache ist, alle sind scheinbar bestrebt, zur Erhaltung und Förderung unseres Glaubens ihr möglichstes zu leisten. Und dennoch wird man zugeben müssen, daß wir im Vergleich zu unsern Vorfahren nicht nur keinen Fortschritt, sondern eher einen gewaltigen Rückschritt auf religiösem Gebiete aufzuweisen haben. Besitzen wir doch scheinbar alle Mittel zur Hebung, Erhaltung und Pflege unseres Glaubens, lassen wir doch nichts unversucht, was geeignet wäre, Sinn und Verständnis für unsere heilige Religion zu verbreiten, und dennoch besteht ein solch erschreckender Mangel an Verständnis für die heiligsten Güter unseres Volkes und eine solch grenzenlose Gleichgültigkeit auf religiösem Gebiete, wie sie in früheren Zeiten ganz undenkbar waren. Was fehlt eigentlich unsern Gemeinden? Die Antwort darauf ist in folgender Erzählung enthalten. In einem großen Reiche herrschte einst eine gütige Regentin, die einen ihrer ergebensten Diener, der eine hohe Staatsstelle bekleidete, mit der Mission betraute, die Lage der in ein entferntes Küstenland verbannten Sträflinge zu untersuchen und das Elend jener Unglücklichen möglichst zu mildern.

Der hohe Staatsbeamte unterzog sich mit Freuden dieser hohen Aufgabe und kam in ein von Sträflingen betriebenes Hüttenwerk, welches sehr viele solch unglücklicher Arbeiter beschäftigte. Sie sahen alle sehr elend und kränklich aus, kaum daß sie auf den Füßen stehen konnten. Auf die Frage des Staatsrates, warum die Leute so verfallen aussähen, erwiderte der Hüttendirektor, dieses rühre davon her, daß sie von Zeit zu Zeit durch die Kraft ihrer Lungen die Glut des Feuers im Schmelzofen anfachen müssen. Der Staatsrat war über diese Kunde ganz entsetzt und fragte den Direktor, warum er nicht zum Anfachen des Feuers sich des Mechanismus eines Blasebalges bediene; und als der Gefragte darauf zur Antwort gab, er habe von einem solchen Apparate noch nie etwas gehört, erklärte ihm der hohe Würdenträger die Konstruktion und die Verwendung des Blasebalges und versprach auch, mehrere von denselben demnächst dem Hüttenwerke zuzuschicken. Nach einem Jahre begab sich der Staatsrat auf Befehl seiner Regentin abermals auf Reisen, um sich von der gebesserten Lage der Sträflinge durch den Augenschein zu überzeugen. Er kam abermals in jenes Hüttenwerk, dessen Arbeiter aber womöglich noch schlimmer und verfallener aussahen als bei seinem ersten Besuche vor einem Jahre. Er ließ den Direktor kommen, den er darüber in heftiger Weise zur Rede stellte, daß er seinem Befehle keine Folge geleistet habe. „Wo sind die Blasebälge? Warum setzen Sie die armen Arbeiter noch immer der alten Qual und Plage aus?" Lächelnd erwiderte der Direktor: „Herr, ich bin frei von jeder Schuld! Ich habe die Blasebälge richtig erhalten und mich genau nach ihren Angaben bei deren Aufstellung und Verwendung gerichtet; allein es war vergebens. Die erloschene Glut blieb erloschen, da half kein Blasen, kein Schüren." „Ja, wenn Sie die Glut ersterben lassen," sprach darauf der Staatsrat, „dann freilich nützt

kein Blasebalg mehr; da muß die tote Glut tot bleiben. Wenn nur etwas Glut vorhanden ist und der Mechanismus des Blasebalges in Bewegung gesetzt wird, dann können Sie hoffen, ein intensives Feuer zu erzielen."

Alle Einrichtungen, die wir in bezug auf unsere Religion und unsern Kultus treffen, sind nur Maschinen, Apparate, die dann funktionieren, wenn die Glut von früher, das alte Feuer der Begeisterung nicht erloschen ist. Ist aber die Glut des Glaubens erloschen, dann nützen keine Apparate und Mechanismen mehr; die erstorbene Glut bleibt tot. Und an der zündenden Flamme jüdischer Glaubensinnigkeit mangelt es auch unsern heutigen Gemeinden, die zwar über ein ganzes Heer von Apparaten und Maschinen verfügen, die aber kein Feuer der Begeisterung für das Judentum und seine Lehre, seine Geschichte und seine Geschicke mehr besitzen. Die Glut ist fast ganz erloschen, droht ganz zu ersterben. Deshalb nützen auch die kostbaren und teuren Apparate wenig. Unsere Vorfahren, sie besaßen noch das Feuer der Begeisterung für das Judentum, sie gingen förmlich ganz in ihrem Israeliten-berufe auf, und da konnten schon die Maschinen, die die Glut von Zeit zu Zeit anfachen sollten, einfacher und weniger kostspielig sein. Denn wo selbst nur einige wenige sprühende Funken vorhanden sind, da genügt nur ein schwacher Hauch, um eine hellauflodernde Flamme zu erzielen. Wir in unserer Zeit besitzen zwar alle Mittel zur Stärkung und Wieder-belebung des Judentums, aber es mangelt uns der zündende Funke unserer glaubensstarken Väter, ihr Sinn und ihr Interesse für alles, was mit unserm Glauben, unserer Lehre, unserer Geschichte und unserer Vergangenheit zusammenhängt, und deshalb geht unser Werk so langsam und schleppend vonstatten und weist keine Erfolge auf. Solche Zustände sah auch der Prophet Zacharia in seinem Zeitalter, als Israel aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrte. Der

Prophet erzählt: er sah einen Leuchter ganz aus Gold, er hatte goldene Lampen und goldene Röhren, und er hatte auch eine goldene Schale, das Öl zu empfangen und weiterzuleiten. Für das Öl sorgten zwei danebenstehende Ölbäume, „einer zur Rechten und einer zur Linken" des Leuchters, deren Saft sich von selbst in die Röhren ergoß. Es war also alles vorhanden, wessen ein Leuchter zum Leuchten bedarf. Und alles so leicht, so mühelos. Für frisches Öl sorgten zwei Bäume, die neben dem Leuchter standen; das Öl ergoß sich von selbst in Schale und Röhren, und trotzdem erstrahlte nicht der Leuchter im Glanze seiner Lichter. Warum? Weil eben der Funke, die Flamme fehlte, die Lichter zu entzünden. Was nützt denn der goldene Leuchter, was nützen die goldenen Röhren und die ölspendenden Bäume, wenn jener Funke fehlt, der das Licht entzündet. Von selbst entzünden sich die Lichter nicht. — Das war ein deutlicher Wink für Serubabel und Jeschua, die Führer des aus der babylonischen Gefangenschaft heimgekehrten jüdischen Volkes. Sie hatten alles, was sie zur Vollendung des mit so großer Freude und Begeisterung begonnenen Baues des Heiligtums brauchten: vor allem die königliche Einwilligung, die nötigen Arbeitskräfte und die erforderlichen Hilfsmittel. Und dennoch wurde an diesem heiligen Werke nicht gearbeitet, trotzdem ruhte der Tempelbau mehr als fünfzehn Jahre, weil der Funke der Liebe und Begeisterung im Volke zu verglimmen drohte. Ja, sprach der Prophet zum Volke, was nützen die Hilfsmittel und die Hilfskräfte, was nützt die moralische Unterstützung und Macht, wenn der alles belebende und bewegende Geist fehlt. Ein goldener Leuchter, sieben goldene Röhren, eine goldene Schale, gutes, frisches Öl — alles das spendet trotzdem kein Licht, es leuchtet nicht und wärmt nicht, wenn ihm der zündende Feuerfunke fehlt. „Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch

meinen Geist spricht, der Ewige." Mit der körperlichen Kraft, mit der materiellen Macht, mit Menge und Masse, mit Hilfskräften und Hilfsmitteln allein wird ein großes, edles Werk von bleibendem Wert und ewiger Dauer nicht vollbracht. Um Großes und Bleibendes zu schaffen, dazu gehört der Geist des Ewigen, der Geist wahrer, aufrichtiger Frömmigkeit, der Geist der Liebe und Begeisterung. Wo dieser Geist waltet, wird das Schwerste leicht vollbracht, wo er fehlt — fehlt alles. —

Dieser Geist beseelte unsere Vorfahren zur Zeit der Hasmonäer, er beseelte unsere Vorfahren im Mittelalter, und er hat das Judentum bis auf den heutigen Tag belebt und beseelt. Deshalb waren auch unsere Vorfahren allezeit imstande, Großes und Bleibendes zu schaffen und zu wirken, „ohne Menge und Macht", ohne die nötigen Hilfsmittel, deren wir heute schwer entbehren zu können glauben. Wir haben zwar die „Macht und die Kraft", die nötigen Hilfsmittel und Behelfe, die Maschinen und Apparate, uns fehlt aber der Geist und der zündende Feuerfunke. Und ohne Funken bleibt die erlöschende Glut kalt, ohne den Geist der Liebe und Begeisterung nützen alle Versuche nicht. Der Geist ist alles; ein glimmender Funke vermag das größeste Feuer zu bewirken. Er muß aber vorhanden sein, er muß angefacht werden. —

Nütze aus die Zeit!

Im grauen Altertum gab es ein Land, das eine eigentümliche Staatsverfassung hatte und dessen Bewohner eigenartigen Sitten und Gebräuchen huldigten. Es hatte keinen erblichen Fürsten, das Volk wählte vielmehr das Oberhaupt aus seiner Mitte, und zwar für die Dauer eines Jahres.

Während dieſer Zeit beſaß das vom Volke gewählte Oberhaupt die unumſchränkte Gewalt über das Land und ſeine Bewohner. Es konnte ſchalten und walten nach Belieben, konnte über Krieg und Frieden entſcheiden und hatte das Recht, neue Geſetze zu erlaſſen und alte aufzuheben. Länger als ein Jahr durfte niemand dieſe hohe Würde bekleiden, und auch eine Wiederwahl war nach den Geſetzen des Landes gänzlich ausgeſchloſſen. Die Wahl des Oberhauptes erfolgte durch das Los; auf wen das Los fiel, der wurde zum Herrn und Gebieter des Landes erhoben, gleichviel wer er war and welche Stellung er ſonſt bekleidete, ob er reich oder arm, ob er weiſe oder töricht, ob er gerecht oder ungerecht war. Bei einem derartigen Wahlſyſtem konnten natürlich Überraſchungen nicht ausbleiben, und eines Tages wurde tatſächlich ein Bettler zum Fürſten gewählt. Dieſer, kaum zur Macht gelangt, begann ſeine ganze Zeit und Kraft ganz und ausſchließlich dem Wohle ſeines Landes zu widmen. Er gab dem Lande neue und beſſere Geſetze, ſuchte ſeine Wohlfahrt zu heben und zu fördern, er ſchuf neue Einrichtungen und ſuchte vor allem das Los der Armen und Notleidenden zu verbeſſern. Er gab ihnen all ſeine Einnahmen und Einkünfte hin und behielt für ſich ſelbſt nichts. Da erſchien eines Tages ein Weiſer und ſprach zu ihm: „Erhabener Fürſt, verzeihe das offene Wort deines treuen Dieners, der es ehrlich und redlich mit dir meint. Siehe, mein Fürſt, du regierſt zwar klug und weiſe, gut und edel, gerecht und milde. Allein, bedenke, daß die Tage deiner Regierung nur gezählt ſind. Wenn dieſes Jahr vorüber iſt, dann iſt es auch mit deiner Macht zu Ende, und du wirſt wieder, was du geweſen biſt: ein Bettler, mein Fürſt, ein Bettler; ein Bettler, der die Hand nach Almoſen mildtätiger Menſchen ausſtreckt. Sorge doch daher für deine Zukunft und denke vor allem an dich ſelbſt, ſpare jetzt in den Tagen deiner

Macht für die Zeit, die kommen wird. Denn אם לא עכשיו אימתי ‚wenn nicht jetzt, wann denn?' Ja, wenn deine Regierung von ewiger Dauer wäre! Aber die Tage deiner Macht sind gezählt, daher nütze die Zeit aus. Denn deine Macht schwindet mit jeder Stunde, und du eilest unaufhaltsam der Zeit entgegen, so du arm, ohnmächtig und hilflos dastehen wirst wie ehedem. Und diese Zeit — sie vergeht nicht so schnell wie die deiner Regierung, denn sie bedeutet das ganze Leben."

„Die Tage unseres Erdenlebens", so ruft der heilige Sänger aus, „währen siebzig Jahre, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre" — jedenfalls ein kurzer, flüchtiger Zeitraum. כי גז חיש ונעופה „denn plötzlich und unverhofft zuweilen wird unser Lebensfaden abgeschnitten, und wir fliegen dahin". Ja כי רוח עברה בו ואינכו „ein Wind weht ihn, den Menschen, an, und er ist nicht mehr", und seine Kraft und seine Stärke, seine Macht und seine Gewalt sind zu Ende. Dann sind seine Pläne vernichtet und seine Hoffnungen zerstört. Nackt kommt der Mensch zur Welt, und nackt verläßt er sie wieder. Und nun fragt es sich, wie wir während dieser kurzen Spanne Zeit leben, herrschen und regieren, wie wir unsere Kraft und Macht gebrauchen sollen. Darüber sind sich nur die wenigsten im klaren. Der eine schafft und rafft, rennt und jagt bei Tag und Nacht, ohne Ruhe und Rast — für andere, für diejenigen, deren Dankbarkeit er nicht einmal sicher ist. „Zähle die Tage", ruft ihm unsere Religion zu. Siehe, wie schnell die sieben Wochen vergehen, die sieben Jahrzehnte. Bedenke, daß von Woche zu Woche, von Tag zu Tag deine Macht und deine Kraft immer mehr schwinden, denke daher an dich selbst, denke an deine Zukunft, denke an die Ewigkeit. „Lehre uns unsere Tage zählen, daß wir im Herzen weise wären." Ja לו חכמו ישכילו זאת וכו׳ „wenn die Menschen weise wären, sie würden dieses bedenken". Bedenken, wie kurz, nichtig und flüchtig die Zeit

ihrer Herrschaft auf Erden ist, und sie würden auch denken an die Zeit, die unausbleiblich folgt, an die Ewigkeit. —

Ein anderer ist stolz und hochmütig und pocht auf seine Größe und Stärke, auf die Erfolge, die er erzielt, auf die Schätze und Reichtümer, die er gesammelt. Freund, ruft ihm die Religion zu, bedenke, daß die Tage deiner Macht nur gezählte sind. Ach, mit jedem Tag, mit jeder Stunde und Minute nimmt deine Kraft und Stärke ab, du eilst unaufhaltsam der Stunde entgegen, die unausbleiblich ist, der Stunde, so du schwach, ohnmächtig und hilflos sein wirst, wie zu jener Zeit, als du deine Regierung antratest. Freund! Bedenke כי לא לעולם חסן, „daß die Macht und Stärke nicht von ewiger Dauer ist", deine Schätze und Reichtümer — nicht ewig kannst du sie dein eigen nennen. Und ist einmal deine Regierungszeit abgelaufen, deine Kraft zu Ende, dann bist du wieder das, was du einst gewesen: ein Bettler bloß, ohnmächtig und hilflos, wie am Tage der Geburt. Wie können Stolz und Hochmut dir ziemen, der du ein Bettler warst und ein Bettler bleiben wirst. Ja, zählen sollen wir die Tage, „auf daß wir im Herzen weise werden". Wer die Tage seines Erdenlebens zählt, wird den wahren Wert des Lebens leicht erkennen, und wer den wahren Wert des Lebens kennt, wird so leben, wie man für die Ewigkeit zu leben hat. Er wird die Zeit gut anwenden und sie würdig ausnützen. Er wird säen in diesem und ernten im künftigen Leben. "מהחל חרמש בקמה וכו.

Warum ist das Offenbarungsfest kein Freudenfest?

Ein mit irdischen Glücksgütern reich gesegneter Mann hatte eine einzige Tochter, die er mit der ganzen Glut und Wärme eines treuen Vaterherzens liebte. Als sie heran-

gewachsen war und das Elternhaus verlassen sollte, um dem Manne ihrer Herzenswahl als treue Lebensgefährtin nach einem fernen Lande zu folgen, brach der Vater in Tränen aus; er weinte und schluchzte gar sehr, was die Umstehenden befremdete. „Was sollen", so fragten sie erstaunt, „diese Tränen und Seufzer heute, am Hochzeitstage, da dir das seltene Glück beschieden ist, dein innigst geliebtes Kind am Ziele seiner Hoffnungen und Wünsche, an der Seite des Mannes zu sehen, dem es in Liebe zugetan ist? Gilt doch der Hochzeitstag allgemein als Freudentag, als ein Tag des Jubels auch für die Eltern, die allen Grund haben, Gott zu danken und zu preisen, daß er sie diesen Tag hat erleben lassen, ihre Kinder am Ziele ihres Herzenswunsches zu sehen?" „Ach," erwiderte darauf tief betrübt der Vater, „ich weine nur deshalb, weil ich heute besonders um das Heil und Wohl meines Kindes besorgt bin! Denn sehet, mein einziges und höchstes Glück ist mein einziges Kind; ich habe meine Tochter wie ein kostbares Kleinod behütet und bewacht, ich habe sie mit Sorgfalt und Mühe erzogen, ich habe alle ihre Wünsche erfüllt, jede ihrer Hoffnungen zu verwirklichen getrachtet; ich habe mich bemüht, jedes Leid, jeden Schmerz, jeden Kummer und jede Sorge von ihr zu verscheuchen und fernzuhalten; für sie war mir kein Opfer zu schwer und keine Mühe zu groß, und sie war auch deshalb stets lustig und froh, glücklich und zufrieden. Ob nun dieses Glück und diese Zufriedenheit ihrer auch in ihrem neuen Heime harren, ob sie an der Seite ihres Mannes sich ebenso glücklich fühlen wird wie in meinem Hause, ob sie vielleicht diesen Schritt, den sie heute in ihrer Unschuld und Unerfahrenheit freudigen Herzens unternimmt, nicht einmal noch bereuen wird — das weiß heute, am Hochzeitstage, niemand. Und diese Sorge, diese Ungewißheit quält mich derart, daß ich mich der Tränen nicht zu enthalten vermag.

Erſt wenn meine Tochter einige Jahre an der Seite ihres Mannes verlebt haben und ſich glücklich und zufrieden fühlen wird, dann erſt werde ich mich freuen und jubeln. Denn dann werde ich erſt wiſſen, daß ſie eine glückliche Wahl getroffen hat."

Der Tag der Geſetzgebung iſt deshalb nicht als Tag der Freude beſtimmt, weil an dieſem Tage der Bund zwiſchen Gott und Iſrael, zwiſchen Iſrael und ſeiner heiligen Religion nur geſchloſſen wurde. Da mögen wohl allzu berechtigte Zweifel aufſteigen: wird Iſrael dieſes koſtbare Kleinod, die heilige Thora, auch nach Gebühr zu ſchätzen und zu würdigen verſtehen? Wird Iſrael die Gotteslehre auf Erden ebenſo in Ehren halten, wie ſie, wie unſere Weiſen bemerken, ehedem in den himmliſchen Höhen von den himmliſchen Heerſcharen gehalten wurde? Deshalb iſt der Tag der Geſetzgebung kein Freuden- und Jubeltag. Wiſſen wir doch nicht, ob nicht die Freude und der Jubel verfrüht und vielleicht als unberechtigt ſich erweiſen wird. Erſt wenn wir mit der Verleſung der Thora zu Ende ſind, am שמחת תורה, ſo wir uns ſagen können, wir haben ihre Worte vernommen, ihre Geſetze und Gebote befolgt und beobachtet und ſie in Ehren gehalten, erſt dann können, ſollen und dürfen wir uns freuen. Denn an jenem Tage erfahren wir, daß das Bündnis zwiſchen Gott und Iſrael, ſeinem Volke, zwiſchen Iſrael und ſeinem geheiligten Glauben nicht nur geſchloſſen wurde, ſondern daß es noch beſteht und treu gehalten wird.

Feindliche Angriffe auf die Thora.

Ein Dorfkrämer kam einſt in die Hauptſtadt des Reiches, um dort ſeine Einkäufe perſönlich zu beſorgen. Er beſuchte unter anderm auch die größte Teehandlung der Metropole, wo er eine kleine Beſtellung zu machen beabſichtigte. Er

verlangte Proben, die ihm auch bereitwilligst gezeigt wurden. Allein keine der ihm vorgelegten Proben wollten ihm gefallen, an jeder Probe und Sorte fand er dasselbe auszusetzen: daß sie nämlich übel riechen und das Aroma, das doch bei Tee bekanntlich die Hauptsache ist, kein gutes sei. Der ihn bedienende Handlungsgehilfe legte ihm darauf neue Muster vor, allein vergebens. Der Dorfkrämer blieb dabei, daß auch diesen das von ihm bezeichnete Übel anhafte: daß sie unangenehm riechen. Alle Einwendungen des Handlungsgehilfen, seine Überredungskünste und auch sein Hinweis darauf, daß selbst die vornehmsten und höchsten Herrschaften dieselbe Ware beziehen und nichts daran auszusetzen finden, blieben erfolglos. Der Landkrämer blieb dabei, daß der Tee minderwertig und für seine Dorfkunden unbrauchbar sei. Es wurden ihm nun die allerbesten und allerfeinsten Marken gezeigt, allein — vergebens. Auch diese, so behauptete er, haben kein gutes Aroma und haben einen dumpfigen, schlechten Geruch. Als er sich schon anschickte, das Handlungshaus unverrichteter Sache zu verlassen, trat auf ihn der Inhaber und Besitzer der Großhandlung zu, ein erfahrener und kluger Kaufmann, und ersuchte ihn, ihm in das anstoßende Gemach zu folgen. Dort befanden sich die auserlesensten und teuersten Teesorten, die nur für Könige und Fürsten bestimmt waren. Allein auch von diesen behauptete der Landkrämer dasselbe. Da sprach der Großhändler lächelnd: „Ich will Ihnen sagen, weshalb Sie selbst an der feinsten und besten Sorte etwas auszusetzen finden. Nicht der Tee riecht, sondern Sie, Ihre Hände und Ihre Kleider! Sie kommen von Ihrer Dorfkrämerei direkt in meine Großhandlung. In Ihrem Kram auf dem Lande führen Sie die verschiedensten Gegenstände: Tran, Petroleum, Heringe, Öle, Käse und ähnliche Artikel. Von dem Geruche dieser Ihrer Waren haben Ihre Kleider angezogen.

Deshalb erſcheint Ihnen alles, was Sie in die Hand nehmen, übelriechend. Verſuchen Sie es: waſchen Sie ſich, reinigen Sie ſich, legen Sie andere Gewänder an, dann werden Sie meine Ware ſchön und gut und wohlriechend finden."

Auch an der Thora und an der heiligen Religion unſerer Väter finden namentlich in unſerer Zeit manche vieles auszuſetzen und zu tadeln. Dem einen gefällt dieſes Geſetz, dieſe Vorſchrift und dieſer Brauch nicht, andern wiederum jenes Geſetz und jenes Gebot nicht. Und jeder fühlt ſich zur Kritik berechtigt, jeder glaubt, ſeinen Geiſt um ſo mehr leuchten zu laſſen, je mehr er das Gotteswort und den Gottesglauben ins Lächerliche zieht. Ihre Argumente ſcheinen auch von *ihrem Standpunkte aus* richtig zu ſein. Aber nur von ihrem Standpunkte aus. In Wahrheit aber befinden ſie ſich im ſelben Irrtum wie jener kleine Krämer vom Lande. Weil ſie ſelbſt unlauter und unrein ſind, glauben ſie, daß ſelbſt das Feinſte und Koſtbarſte einen ſchlechten Duft verbreitet. רחצו הזכו הסירו רע מעלליכם מנגד עיני, ruft ihnen der Prophet[1]) zu: „Waſchet euch, reinigt euch, entfernt eure böſen Taten von meinen Augen; höret auf, Böſes zu tun. Lernt das Gute üben, ſtrebet nach Recht, helfet den Unterdrückten" uſw. Wer mit ſchmutzigen, unſaubern Händen das Sauberſte angreift, beſchmutzt und beſudelt es. Je feiner, zarter und edler der Gegenſtand iſt, deſto empfindſamer iſt er gegen alles Unſaubere und Unreine. Wer das Gotteswort und die Gotteslehre beurteilen will, muß vor allem rein, innerlich rein, ſein; er darf auch kein Vorurteil haben, von keiner vorgefaßten Meinung und Anſicht ſich leiten laſſen, nicht glauben, daß im Unglauben die Wahrheit ſei, und daß der weiſe ſei, der alles leugnet und in Abrede ſtellt. Wer ſo verfährt, wer den Schmutz von

[1]) Jeſaja Kap. 1, 16 und 17.

seinen Händen und seinem Herzen entfernt und innerlich rein dasteht, der wird leicht finden, daß die „Thora ganz und vollkommen ist[1]," daß durch sie „Könige herrschen und die Fürsten und alle Regenten der Erde[2]", daß sie noch heute die Grundlage der Tugend und Sittlichkeit, des Rechtes und der Gerechtigkeit bildet, und daß von ihr das Licht der wahren Erkenntnis ausgeht. Er wird wohl fragen, aber nicht leugnen; er wird sich belehren und erklären lassen, was ihm dunkel und rätselhaft erscheint, er wird aber nicht verspotten und verlachen, weil er es nicht versteht und begreift.

Israel und seine Lehre.

Vor einigen Jahren lebte in einem kleinen Städtchen in Rußland ein Mann, der sich und die Seinen durch das Schreiben und Anfertigen von Thorarollen ernährte, ein heiliger, aber brotloser Beruf. Er übte aber seinen Beruf, wie es bei einer täglichen Beschäftigung nicht anders zu erwarten ist, gedankenlos und rein mechanisch aus. Er schrieb die Worte der Thora nieder, ohne über ihren Sinn und ihre Bedeutung viel nachzudenken; dazu fehlte ihm auch die Zeit und das richtige Verständnis. Eines Tages aber wurde er dennoch zum Nachdenken angeregt. Es war dieses zu jener Zeit, als die bekannten Unruhen ausbrachen, deren Opfer unsere armen Glaubensbrüder wurden. Er schrieb gerade folgende Sätze der Thora nieder וכי יגור גר בארצכם לא תונו אתו כאזרח מכם יהיה לכם הגר „Wenn wohnen wird ein Fremder in eurem Lande, sollet ihr ihn nicht unterdrücken; wie ein Einsässiger unter euch soll euch sein der Fremdling, der in eurer Mitte lebt, und du sollst ihn

[1]) Psalm Kap. 19, 8.
[2]) Proverbia 8, 15 und 16.

lieben wie dich selbst." Darüber mußte er viel und lange nachdenken. Wie oft hatte er diese Worte niedergeschrieben, aber wie ganz anders erschien ihm ihr Sinn diesmal. Klangen sie nicht wie ein Mahnruf an die Hohen und Höchsten des Landes, ihre Hände nicht zu besudeln mit dem unschuldigen Blute derer, die man so gerne als Fremdlinge bezeichnet? „Wenn wohnen wird ein Fremder in eurem Lande, sollet ihr ihn nicht unterdrücken . . . Und du sollst ihn lieben, wie dich selbst." Er mußte diese Worte nochmals durchlesen, sich wiederholt vorsagen, sie gleichsam seinem Gedächtnisse von neuem einprägen, so fremd und neu erschienen sie ihm heute. —

Er schrieb die Thorarolle zu Ende, und sie wurde ihrer heiligen Bestimmung feierlichst übergeben. Am folgenden Sabbat wurde aus ihr zum erstenmal das Gotteswort im Gotteshause verlesen, und auch der arme Thoraschreiber wurde zur Thora gerufen, und mit lauter Stimme wurde ihm vorgelesen: „Wenn wohnen wird ein Fremder in eurem Lande, sollet ihr ihn nicht unterdrücken. Wie ein Einsässiger unter euch soll euch sein der Fremdling, der in eurer Mitte wohnt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst." Am folgenden Tage brachen in diesem Städtchen Unruhen aus. Die verrohten und verlotterten Scharen begannen auch in dieser Stadt ihr Zerstörungswerk zu vollbringen, die jüdischen Häuser zu erstürmen und das Leben der jüdischen Einwohner zu bedrohen. Den Hauptangriffspunkt bildete das Gotteshaus, wo die neue Thorarolle seit einigen Tagen prangte. Johlend und lärmend wurde das Gotteshaus umzingelt, erstürmt, der heilige Schrein erbrochen und die Thorarollen zu Boden geworfen. Da stürzte der Schreiber der Thorarolle herbei, und jeder Gefahr trotzend versuchte er es mit wahrhafter Todesverachtung, die neue Thorarolle, seine Thora, sein Werk, den Händen der entmenschten

Menge zu entreißen. Es entstand nun ein furchtbarer Kampf; anfangs vernahm man noch einige verzweifelte Hilferufe, dann wurde es plötzlich still im Gotteshause ...

Das Gotteshaus war nun zerstört, und unter seinen Trümmern fand man am folgenden Tage die furchtbar verstümmelte Leiche jenes armen Thoraschreibers. In seiner Rechten hielt er krampfhaft einen blutigen Pergamentstreifen, worauf geschrieben stand: וכי יגור אתך גר בארצכם לא תונו אתו כאזרח מכם יהיה לכם הגר הגר בארצכם ואהבת לו כמוך „Und wenn wohnen wird ein Fremder bei dir in eurem Lande, sollet ihr ihn nicht unterdrücken. Wie ein Einsässiger unter euch soll sein der Fremdling, der in eurem Lande wohnt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst." —

Das Bild des geschlagenen und erschlagenen Juden, der in seiner Rechten die Thora hält, *seine* Thora, die er der Welt geschenkt hat; das Bild des Juden, der aus vielen Wunden blutet, weil man ihn als Fremden ungestraft schlagen, quälen, martern und töten darf, und der trotzdem das Pergament krampfhaft hält, wo geschrieben steht: וכי יגור אתך גר בארצכם לא תונו אתו „Und wenn wohnen wird ein Fremder bei dir in eurem Lande, sollet ihr ihn nicht unterdrücken" — dieses ergreifende und erschütternde Bild — es ist ein Bild des Lebens; ja noch mehr als das, es ist gleichsam das Schicksal Israels. Wer den ewigen Juden malen, meißeln und bildlich-anschaulich schildern will, muß ihn so und nicht anders zeichnen: geschlagen, verwundet, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, verstümmelt, aus unzähligen Wunden blutend und doch *die* Rolle hochhaltend, wo zu lesen ist: „Und wenn wohnen wird bei dir ein Fremder in eurem Lande, sollet ihr ihn nicht unterdrücken. Wie ein Einsässiger unter euch soll euch sein der Fremdling, der bei euch in eurem Lande wohnt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst." — Israel hat der ganzen Welt und der ganzen

Menſchheit den wahren, reinen Glauben verkündet; Iſraels Thora bildet noch heute nicht nur den Schmuck und die Zierde, ſondern das Fundament und die Grundlage aller Religionen und Konfeſſionen, ja es bildet noch immer das Fundament der Tugend und Sittlichkeit, des Rechtes und der Gerechtigkeit, der Humanität und der Menſchenliebe, und Iſrael wird noch immer geſchlagen und mißhandelt, weil man es als Fremdling und Eindringling betrachtet und behandelt. Ja noch mehr: Iſrael hat zuerſt die wahre Menſchen- und Nächſtenliebe verkündet, Iſrael hat zuerſt gelehrt: ואהבת לרעך כמוך „Und lieben ſollſt du deinen Nächſten wie dich ſelbſt", Iſrael hat zuerſt gelehrt, verkündet und verbreitet: ואהבתם את הגר „und lieben ſollet ihr ſelbſt den Fremdling", der nicht eures Volkes, eures Glaubens und eures Stammes iſt, und Iſrael wurde und wird trotzdem der Liebloſigkeit angeklagt, während diejenigen, die es als Fremdling betrachten und es als ſolchen quälen und martern, nicht wenig auf ihre allumfaſſende Liebe pochen! Iſraels Religion lehrt und fordert ſelbſt die Liebe zum Fremden, und Iſrael ſelbſt wird noch heute als Fremdling und Eindringling behandelt, obgleich es überall ſein Bürgerrecht teuer erkauft hat: mit Strömen von Blut und Tränen, die es überall vergoſſen hat. Möge darum das Volk Iſrael nur von jener Rolle ſich nicht trennen, die es zu allen Zeiten und unter den größten Gefahren als ſein Panier in ſeiner Rechten hielt. Wenn ſie auch vom Blute beſudelt iſt, ſo möge es ſich tröſten mit dem Bewußtſein, daß es reines, unſchuldiges Blut iſt, das jene vergoſſen haben zum Lohne und Dank dafür, daß Iſrael ihnen das koſtbarſte Kleinod geſchenkt — die heilige Thora.

Die religiöse Erziehung der jüdischen Jugend. I.

Einst sah ein Weiser viele Frauen, die vor einem Hause standen und bitterlich weinten und klagten. Nach dem Grunde ihrer Tränen und Wehklagen gefragt, gaben sie zur Antwort: In diesem Hause hat soeben eine junge Frau und Mutter ihre Seele ausgehaucht. Und nun steht ihr junges Kind und spielt gedankenlos mit dem Leichentuche der verstorbenen Mutter, ja, es spielt nach Kindesart mit der Mutter selbst; es tanzt und springt um sie, ohne zu wissen, welch trauriges, entsetzliches Spiel es treibe. „Gibt es denn", so fügten sie klagend hinzu, „etwas Traurigeres und Erschütternderes als diesen Anblick?" „Gewiß," erwiderte sinnend der Weise, „kommt und folget mir, wohin ich euch führen werde!" Und er führte sie in ein anderes Haus. Auch hier lag eine junge Mutter entseelt da; neben ihr stand eine Magd, die das neugeborene Kind der eben Entschlafenen in den Armen hielt. „Diese Mutter", sprach der Weise, „ist mehr zu beklagen als jene, die ihr soeben verlassen habet! Diese starb in der Blüte der Jahre, wie auch jene; diese ließ ein Kind zurück wie auch jene. Allein das Kind jener Frau kennt wenigstens die Mutter, ihre trauten Züge, ihre Zärtlichkeit, ihre Liebe, Güte und ihre Sanftmut. Es kennt bloß nicht den Begriff des Todes und weiß nicht, daß der Tod eine Trennung für immer bedeutet. So es aber älter werden und zur Vernunft und Einsicht gelangen wird, wird es erfahren, was es an der Mutter besessen und was es mit ihrem Tode verloren hat; es wird sich ihrer erinnern, ihr ein treues Angedenken im Herzen bewahren, zu ihrer Grabstätte pilgern und ihren Grabeshügel mit seinen Tränen benetzen. Das Kind dieser Frau aber — es wird von einer Fremden erzogen werden und seine Mutter überhaupt nicht kennen —, die Mutter, die

ſein Leben mit dem ihrigen bezahlte. Ja, es wird nach Kindesart in dieſer fremden Magd ſeine Mutter erblicken und ſich deshalb ſeiner wahren Mutter nicht erinnern. Das Kind, das mit dem Leichentuche der Mutter ſpielt, kennt nur den Begriff des Todes nicht, aber es kennt wenigſtens ſeine Mutter. Dieſes Kind aber wird eine Fremde für ſeine Mutter halten und wohl nie die echte Mutterliebe und Treue kennen lernen." –

Viele, gar viele Söhne und Töchter des Judentums der Gegenwart ſcheinen nicht zu wiſſen, welch gefährliches Spiel ſie treiben mit der Religion, die ihre eigene Mutter iſt und die mit Recht als die Mutter aller Religionen bezeichnet wird. Sie kennen noch die Religion, in deren Schoß ſie erzogen wurden. Denn ſie erinnern ſich von Zeit zu Zeit ihrer und denken noch daran, wie ſie in ihrem Sinn und nach ihrem Willen erzogen und geleitet wurden von ihren frommen Vätern und Müttern, wie ſie noch nach ihren Lehren und Satzungen gelebt, gehandelt und gewandelt, wie ſie ſie geliebt haben, und wie ſie von ihren Eltern geſchätzt und geachtet wurde. Wenn ſie ihre Lehren und Satzungen nicht mehr befolgen und beachten, wenn ſie ſich darüber hinwegſetzen und ſich ſogar über ſie luſtig machen, dann gleichen ſie eben jenem unvernünftigen Kinde, das mit dem Leichentuche der Mutter ſpielt und am Sterbebette der Mutter allerlei Kurzweil treibt, ohne zu ahnen, daß ſie bald zu Grabe getragen, in die Erde verſenkt werden wird. Es iſt dieſes gewiß ein trauriges Spiel, aber noch lange das traurigſte nicht. Denn ſie kennen wenigſtens die Mutter und wiſſen noch von ihr; ſie erinnern ſich noch ihrer von Zeit zu Zeit: am Sterbetage der Eltern und Angehörigen, an den hohen Feiertagen wie überhaupt in Stunden der Not und Gefahr und namentlich in den Tagen des Alters. Sie wollen in ihrer Kurzſichtigkeit und ihrem Leichtſinn nicht erkennen und einſehen, daß ihnen der Tod, die ewige

Trennung von ihrer Mutter Religion baldigst bevorsteht. Trauriger ist es aber um unsere Kinder bestellt. Sie, die heranwachsende Jugend, wird doch ihre Mutter überhaupt nicht kennen; ja, es besteht sogar die Gefahr, daß sie die Fremde, in deren Sinn und Geist, nach deren Sitten und Gebräuchen sie erzogen werden, für ihre Mutter halten, sie als ihre Mutter anerkennen werden. Sie, die heranwachsende Jugend, wird ihre wahre Mutter weder kennen noch ihren Tod je beklagen, sie wird sich ihrer weder erinnern noch ihr Andenken jemals ehren. —

Was wird und soll aus der Religion Israels werden? Wir, die ältere Generation, wurden wenigstens im Schoße der Religion erzogen; wir haben noch eine religiöse Erziehung genossen, ein religiöses Leben, ein religiöses Haus, ein religiöses Beispiel vor uns gesehen. Wir haben wenigstens die Erinnerung bewahrt. Aber unsere Kinder! Jüdisch-religiöses Leben, jüdisch-religiöses Haus sehen sie nicht vor sich. Sie kennen das Judentum, seine Religion, seine Geschichte, sein Leben und Streben, seine Ideale nicht, sie können naturgemäß auch keine Liebe zu ihm empfinden, sie stehen ihm als eine Fremde gegenüber. Wie wollen sie ihm Treue bewahren! Besteht denn nicht die Gefahr, daß sie eines Tages die wahre Mutter mit einer — andern vertauschen, und ist denn diese Gefahr unbegründet? Wer die Abfallsbewegung in unserer Zeit kennt, wird zugeben, daß dem Judentum eine ernste Gefahr droht, die keineswegs unterschätzt werden darf. Man befrage darüber die Statistik, und man wird Zahlen hören, die uns verblüffen und erschrecken müssen. Diese Zahlen sprechen deutlich genug, die Zahlen und die — Tatsachen. Aber auch ohne Zuhilfenahme der Statistik dürfte jedem aus Erfahrung bekannt sein, daß für jedes ältere absterbende Mitglied, das noch religiös lebte und fühlte und noch ein gewisses Interesse an

den religiösen Vorgängen, sei es innerhalb seiner engeren Gemeinde, sei es innerhalb der großen Gemeinde Israels, nahm — aus der jüngeren Generation schwerlich ein Ersatz entsteht. Was wird aus dem Judentum werden, was aus seiner Religion und dem geheiligten Glauben unserer Väter?

Mögen alle, die dazu berufen sind, die Geschicke des Judentums zu leiten, und in deren Händen die Zukunft des Judentums ruht; mögen aber vor allem jene, die dazu berufen sind, die heranwachsende Jugend zu leiten und sie zu erziehen, trachten, daß den Kindern ihre Mutter nicht entfremdet werde, aber hauptsächlich dafür sorgen, daß sie sie kennen, schätzen, lieben und ihr treu bleiben. —

Die religiöse Erziehung der jüdischen Jugend. II.

Mit Schätzen reich beladen, so wird erzählt, bestieg einst ein Jude ein Schiff, das ihn nach seiner fernen Heimat bringen sollte. Es waren bereits viele Jahre vergangen, seitdem er in seiner grenzenlosen Not und Verzweiflung den schweren Entschluß faßte, seine Familie, seine Angehörigen, seine Heimat und sein Vaterland zu verlassen, um in einem andern Weltteile sein Glück zu versuchen. Dieser Schritt ward von schönstem Erfolge gekrönt, denn er häufte dort Schätze auf Schätze, Reichtümer auf Reichtümer, und alles, was er unternahm, gelang ihm nach Herzenswunsch. Nach langer Zeit beschloß er, von heißer Sehnsucht getrieben, zu seinen Angehörigen zurückzukehren. Frohen Mutes bestieg er nun das Schiff, das ihn nach dem Ziele seiner Sehnsucht bringen sollte. Allein nach einigen Tagen ruhiger, glücklicher Fahrt erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm auf dem Meere, der das Schiff samt Insassen zu vernichten drohte. Alle Mühe und Anstrengungen der tüchtigen und mutigen

Seefahrer, das Schiff vom Untergange zu retten, blieben erfolglos. Der Leiter des Schiffes sah sich genötigt, angesichts der drohenden Gefahr den Befehl zu erteilen: alles schwere Gerät und Gepäck über Bord zu werfen, das Schiff möglichst zu entlasten, um zu versuchen, wenigstens das nackte Leben der Menschen, die sich auf dem Schiffe befanden, zu retten. Alle befolgten den Befehl schnell und gewissenhaft; sie gaben alles, was sie besaßen und nur irgendwie entbehren konnten, dem Meere preis, um das Leben zu retten. Anders jedoch der Jude, der im neuen Weltteile reich geworden war. Ihm allein fiel es schwer, sich von seinem Hab und Gut zu trennen und die Schätze und Reichtümer in die Fluten des Meeres zu versenken, die er mühsam errungen hatte. Um aber ebenfalls etwas zur Erleichterung und Entlastung des Schiffes beizutragen, warf er, kurz entschlossen, anstatt seiner mit Schätzen und Reichtümern gefüllten schweren Kisten und Koffer, die er mit sich führte — sein Gebetbuch, seinen Gebetmantel und seine Gebetriemen in die zürnende und schäumende Flut. Diese Gegenstände glaubte er am leichtesten entbehren zu können, und diese gab er auch ohne Bedenken preis. Was das Schiff wirklich entlastet und erleichtert hätte, jene Kisten und Koffer, behielt er für sich.

Fast in jedem Lande und in jeder Stadt, in allen Schichten und Kreisen wird heute darüber Klage geführt, daß die Kinder in der Schule allzusehr angestrengt und überbürdet sind, und überall wird die Entlastung der Schuljugend gefordert.

Ganz besonders wird in jüdischen Kreisen über die Überbürdung der jüdischen Jugend Klage geführt und alles getan, um den Kindern das Studium zu erleichtern. Es hängt dieses teilweise mit der grenzenlosen Liebe jüdischer Eltern zu ihren Kindern zusammen; teils ist es darauf zurückzuführen, daß die jüdischen Eltern am besten und aus eigener Er-

fahrung wissen, welch erbitterter Kampf ihrer Kinder im Leben harrt und welch unsicherer Zukunft sie als Juden entgegengehen. Aus diesem Grunde wünschen sie nichts sehnlicher, als daß ihre Kinder auch körperlich erstarken, um dem Kampfe, der ihnen im Leben als Juden aufgedrungen werden wird, nicht ohnmächtig zu unterliegen. Unsere Kinder sollen also möglichst geschont, in ihrer geistigen, körperlichen Entwicklung gefördert, aber auch nicht allzuviel angestrengt und überbürdet werden. Diese Forderung ist auch ganz gerechtfertigt, und kein Einsichtiger wird sich ihr verschließen. Wodurch wollen aber viele jüdische Eltern die Entlastung und Entbürdung ihrer Kinder in der Schule erzielen? — Durch Preisgabe des Gebetbuches, des Gebetmantels, auf Kosten des Religionsunterrichtes. Der Religionsunterricht und insbesondere die Erlernung unserer heiligen Sprache, der Sprache der Bibel, der Propheten und Psalmen, so wird behauptet, bereitet der heranwachsenden Jugend große Schwierigkeiten, und deshalb sollen sie eingeschränkt und sogar beseitigt werden. Das sei unnötiger Ballast, der im Sturme des Lebens nicht viel wert sei, den man über Bord werfen kann. Viele Stunden der Erholung werden ihnen entzogen durch die Erlernung mancherlei Künste und Fertigkeiten, die mehr anstrengen und belasten als der Religionsunterricht oder die Erlernung der Sprache unserer Thora und Gebete? Warum sollen gerade diese geopfert und preisgegeben werden? Das Fahrzeug ist im Sinken; es muß alles aufgeboten werden, um es zu erhalten. Und nun kommt Israel und wirft gedankenlos nur Gebetbuch und Gebetmantel in die schäumende Flut, um das Schiff vor Untergang zu bewahren! Aber diese Gegenstände fallen gar nicht so schwer ins Gewicht; sie überbürden nicht und entlasten nicht und sind gerade in den Stunden der Not und Gefahr so unendlich wichtig und unentbehrlich. Wenn unsere

Kinder schon entlastet werden sollen, dann sollen wir wenigstens trachten, das zu opfern, was wir und sie tatsächlich leicht entbehren können, was sie tatsächlich drückt und beschwert. Gebetbuch, Gebetmantel und Gebetriemen, Religion und Religionsunterricht sollen wir aber nicht so leicht über Bord werfen, denn sie überbürden unsere Kinder am allerwenigsten. Und gerade sie können das Lebensschiff am ehesten vor dem Untergange bewahren. Darum müssen wir dafür sorgen, daß sie das, was sie so leichten Herzens preiszugeben bereit sind, ihre und unsere Religion, als ihr Kostbarstes und Teuerstes betrachten, schätzen und ehren sollen, daß sie sich davon nie und nimmer trennen, am allerwenigsten in Stunden der Not und Gefahr.

Israels Trost und Hoffnung.

In einem großen Reiche lebte einst eine hochherzige Regentin, deren edles Herz für alle ihre Untertanen in aufrichtiger, inniger Liebe schlug. Eines Tages brach ein Feind in ihr Land ein, und die gute Landesmutter sah sich genötigt, viele tüchtige Krieger nach dem Kriegsschauplatz zu entsenden, um ihr Reich zu schützen und zu verteidigen und den übermütigen Feind zu verjagen. Ein heftiger Kampf entbrannte. Der Krieg zog sich in die Länge, und die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten sehr traurig. In allen Städten des großen Reiches vernahm man Wehklagen über das Elend, das plötzlich über das Reich und seine Bewohner hereingebrochen war. Es weinten die Väter und Mütter, deren Söhne von des Feindes tödlicher Waffe in des Lebens schönster Blüte hinweggerafft wurden; es jammerten die jungen, zarten Kinder, deren Väter auf dem Felde der Ehre ihr Leben verloren; es klagten die Schwestern und Brüder

ob der Verluſte, die auch ſie erlitten hatten. Die hochherzige Regentin empfand aufrichtiges Mitleid und Erbarmen mit allen ihren Landeskindern, deren Tränen, Seufzer und Klagen ſie erſchütterten. Sie beſchloß, den Kriegsſchauplatz ſelbſt zu beſuchen, um ſich von dem Schickſal ihrer treuen Landeskinder perſönlich zu überzeugen. Allein kaum betrat ſie die Stätte des Kampfes, als ſie heftig erſchrak und ſich entſetzte. Denn hier bot ſich ihren Blicken ein Bild des Elends und des Jammers dar, das ſie nicht faſſen konnte. Hier lagen zuſammengekauert die treuen Söhne ihres Landes, in unſäglichen, unerträglichen Schmerzen ſtöhnend und ächzend und vergebens um Linderung und Rettung rufend. Dort lagen Kranke, aus vielen Wunden blutend, von des Feindes mörderiſcher Waffe ſchwer getroffen. Hier riefen viele nach ihren geliebten Kindern und dort nach Eltern und Geſchwiſtern, die in der Ferne weilten. Die hochherzige Regentin vermochte dieſen Anblick nicht zu ertragen; ſie wandte ſich ſchaudernd ab und begann bitterlich zu weinen. Da trat ihr älteſter und treueſter Ratgeber zu ihr und ſprach: „Erhabene Königin! Was du hier ſiehſt, iſt noch lange nicht ſo traurig und erſchütternd wie jener Ort, den ich dir zeigen werde.“ Und er führte ſie weiter, zu einer Stelle, wo die gefallenen Krieger in einem gemeinſamen Grabe ruhten. „Dieſe“, begann der Weiſe, „ſind mehr zu beklagen als jene, die du eben ſaheſt, obgleich dieſe keine Schmerzen mehr verſpüren und jene in ihren Schmerzen ſtöhnen und ächzen. Denn wer verwundet iſt, er kann noch am Leben erhalten bleiben. Er leidet zwar, aber er hat noch Hoffnung. Er hofft noch in die Arme ſeiner Gattin und ſeiner Kinder zurückzukehren; er hofft noch auf den Sieg ſeines Vaterlandes und an der Größe ſeines Ruhmes teilzunehmen; er hofft noch, ſeine Freunde wiederzuſehen und ſich des Lebens zu freuen. Wer den Schmerz verſpüret,

im Schmerze noch aufschreit, wer seine Wunde fühlt und darüber noch klagt, wer überhaupt noch lebt und atmet, der ist lange nicht so beklagenswert und bemitleidenswert wie der, der deshalb nicht klagt, weil er — nicht mehr klagen kann, weil er längst ausgerungen hat und in ewigem Schlaf liegt. Wer keine Schmerzen mehr empfindet, der empfindet auch keine Hoffnung. Und wenn jemand nach Jahren an diesem Massengrab vorübergehen wird, er wird nicht einmal wissen, wer unter diesem Grabeshügel ruht, wie er gelebt hat, wie er gestorben ist. Die Verwundeten aber, die jetzt stöhnen, klagen und ächzen, sie werden vielleicht selbst erzählen von dem Ruhme und dem Siege ihres Vaterlandes, von ihren Leiden und Schmerzen, aber auch von ihrem Sieg, ihrer Freiheit und ihrer Freude."

Israel feiert die denkwürdigen Tage seiner ruhmvollen Vergangenheit. Es feiert alljährlich den Sieg der Makkabäer am 25. Kislew, es feiert den Gedenktag seines siegreichen Auszuges aus Ägypten am Passahfeste, und es freut sich, wenn ihm die Worte des Propheten vorgelesen werden: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott." Und doch leidet und duldet es seit vielen hundert Jahren wie kein Volk auf Erden; es blutet noch immer aus unzähligen Wunden, die ihm täglich von neuem geschlagen werden, bald in diesem, bald in jenem Lande, und seine Leiden wollen kein Ende nehmen. Und doch besteht gerade darin sein Trost und seine Hoffnung: daß es eben seine Schmerzen und Wunden verspüret und in seinem Leiden noch aufschreien kann. Das Massengrab, das Israel gänzlich verschlingen und verschütten soll, ist noch nicht gegraben. Man hat ihm zwar zu allen Zeiten Wunden geschlagen, empfindliche Wunden, tödlich scheinende Wunden, aber ihm ein Massengrab zu graben, ist noch keinem gelungen und wird wohl auch niemandem gelingen. Die Griechen und Römer, die

Perſer und Babylonier, die Völker des Altertums, die ſtärker, größer und mächtiger waren als das ſchwache und winzige Iſrael, ſie klagen zwar nicht, weil ſie eben keine Schmerzen mehr verſpüren, weil ſie ſchon längſt ausgerungen haben. Nur Gräber und Ruinen zeigen an, daß ſie einſt gelebt, geweſen. Iſrael lebt noch heute; es leidet, aber es lebt, es klagt, jammert, aber es lebt noch immer. Es lebt und iſt ein lebender Zeuge von der Unvergänglichkeit ſeiner Religion, ſeines Glaubens und ſeines Volksſtammes. Wo Leben vorhanden iſt, dort iſt die Hoffnung nicht geſchwunden. Und weil Iſrael ſeine Schmerzen empfindet, weiß es, daß das Leben aus ihm nicht gewichen iſt, und weil es lebt, deshalb hofft es. Und wir hoffen auch zuverſichtlich auf eine beſſere, glücklichere Zukunft; wir hoffen beſtimmt auf den Anbruch jenes Tages, an dem auch uns die Sonne der Freiheit und Gerechtigkeit aufgehen wird; wir hoffen an die Wiederbelebung, Verjüngung und Erſtarkung unſeres Glaubens und unſeres Volkstums, und wir hoffen noch mehr: wir hoffen, daß der Tag nicht fern iſt, an dem wir zu der Scholle zurückkehren, die wir einſt die unſerige nannten, und daß wir uns verſammeln werden mit allen, die zur Gemeinſchaft Iſraels gehören. Die Leiden, die wir jetzt erdulden, ſind zwar groß, aber ebenſo groß iſt die Hoffnung, die wir daraus ſchöpfen, daß wir dieſe Leiden und Schmerzen noch fühlen. Und Iſrael hofft, weil es leidet; es leidet, weil es lebt; es empfindet ſeine Schmerzen, aber es tröſtet ſich damit, daß es ſie noch empfindet. Der verwundete Krieger hofft immer noch auf Sieg und Ruhm. Und dieſe Hoffnung ſoll auch Iſrael ſtärken und ermutigen.

Der Zionismus. I.

Ein vielfacher amerikanischer Millionär lud einst seinen in ärmlichen Verhältnissen lebenden Bruder in Polen zur Hochzeit seiner einzigen Tochter ein. Mit der Einladung schickte er ihm zugleich ein reichliches Geld zur Reise, und der arme Pole trat sofort die Reise nach Amerika an. Er langte dort auch wohlbehalten an und wurde von seinem reichen Bruder sehr freundlich und herzlich empfangen. Der Reiche zeigte dem Armen seine prunkvollen Gemächer, seine kostbaren Möbel und die herrliche Einrichtung seines Wohnhauses, was natürlich den polnischen Kleinstädter in nicht geringes Staunen versetzte. Eines jedoch fiel ihm auf: er sah und merkte nichts von den Vorbereitungen zur bevorstehenden Hochzeitsfeier, deren Termin immer näher heranrückte. Allein, er wagte nicht zu fragen, um sich keine Blöße zu geben. Und immer näher rückte der Tag heran, an dem die Hochzeitsfeier der einzigen Tochter des vielfachen Millionärs stattfinden sollte, aber noch immer wurden keine Anstalten und Vorbereitungen dazu getroffen. Alles nahm im Hause des Amerikaners den gewöhnlichen Gang, und nichts ließ auf das große Ereignis schließen, das in dieser Familie bevorstand. Endlich brach der Hochzeitstag heran; aber auch da sah und merkte der Pole keine besondere Aufregung und keine nennenswerten Vorbereitungen. Nun konnte er seine Neugierde nicht mehr beherrschen und wagte an seinen Bruder die bescheidene Frage zu richten: „Siehe, mein Bruder," sprach er, „bei uns in Polen werden zu einer Hochzeit immer große Vorbereitungen getroffen. Je reicher die Leute sind, desto größer die Vorbereitungen, und desto früher wird damit begonnen. Zuerst kommen die Schneider und die Schneiderinnen, die die Ausstattung besorgen, dann die Wäschenäherinnen, nachher die Köchinnen, die Ge-

flügel- und Weinhändler, die Obſt-, Gemüſe- nnd Fiſch-händler, die für die Tafel zu liefern haben. Und je näher der Hochzeitstag heranrückt, deſto größer wird der Lärm im Hochzeitshauſe, und eine deſto größere Unordnung pflegt dort zu herrſchen. Nun war ich der Anſicht, daß bei einem ſolch reichen Manne, wie du es biſt, die Vorbereitungen zur Hochzeit des einzigen Kindes ſchon viele Wochen und Monate vorher beginnen werden, ſo daß in deinem Hauſe die größte Unordnung herrſchen werde. Und nun iſt ſelbſt am eigentlichen Hochzeitstage nichts Beſonderes in deinem Hauſe und in deiner Familie wahrzunehmen. Alles bewegt ſich im alten Geleiſe, und man merkt und ſieht nichts von dem bevorſtehenden großen Ereigniſſe!" Lächelnd erwiderte ihm der Amerikaner: „Du ſprichſt wie ein Kleinſtädter aus Polen. Von deinem Standpunkte magſt du wohl recht haben, aber hier in Amerika herrſchen eben andere Zuſtände und Verhältniſſe. Hier braucht man keine ſonderlichen Vorbereitungen zu einer Hochzeit zu treffen, am allerwenigſten haben es die reichen Leute nötig. Man telephoniert einfach an das größte Damenmodegeſchäft, und es liefert die Hochzeitsausſtattung, an das Wäſchegeſchäft — und es liefert die Wäſche, und an eine Reſtauration und — ſie beſorgt ſchon die Tafel. Wozu alſo die vielen Vorbereitungen und Aufregungen? Wir, die reichen Amerikaner, haben es ganz und gar nicht nötig. Wir telephonieren, und alles wird zur beſtimmten Stunde pünktlich beſorgt. In Polen — — dort herrſchen andere Zuſtände, weil die Leute meiſt ſehr arm ſind und alles ſich ſelbſt beſorgen müſſen."

Die Wiedererrichtung Zions, meinen unſere Weiſen, kann auf zweifache Art geſchehen. זכו אחישנה לא זכו בעתה „Wird Iſrael würdig ſein und große Verdienſte aufweiſen, dann wird Gott die Erlöſung ſeines Volkes beſchleunigen; wird es aber keine Verdienſte haben, dann wird die Er-

lösung ebenfalls kommen, aber — zur bestimmten Zeit, nicht früher und nicht später." Unsere frommen Vorfahren waren bemüht, sich als Juden würdig zu zeigen und sich möglichst viele und große Verdienste um ihren Glauben und ihr Volkstum zu erwerben. „Der Erlöser", so bemerken unsere Weisen ferner, „wird kommen in der Zeit, so alle fromm und gottesfürchtig sein werden." (בדור שכולו זכאי.) Und sie waren deshalb fromm und gottesfürchtig, um dadurch die Erlösung zu beschleunigen. Anders jedoch wir, ihre Nachkommen, wir, die wir in der Jetztzeit leben. Wir gleichen jenen armen Kleinstädtern in Polen, die zu einer Hochzeitsfeier viele und große und sorgfältige Vorbereitungen treffen und mit diesen Vorbereitungen rechtzeitig, Wochen und Monate vorher beginnen müssen, damit am Tage des Festes nichts fehle. Wir können und dürfen uns nicht, wie jener reicher Amerikaner, auf den letzten Moment verlassen, denn dazu sind wir viel zu arm — an Verdiensten, und wir laufen Gefahr, daß, wenn wir mit den Vorbereitungen nicht rechtzeitig beginnen, am eigentlichen Festtage uns alles fehlen wird. Vor allem — die Juden und das Judentum. Wir müssen uns daher rechtzeitig mit allen Lieferanten in Verbindung setzen: mit den Schneidern und Näherinnen, mit den diversen Lieferanten von Eß- und Trinkwaren. Wir müssen uns in Verbindung setzen mit den Handwerkern, mit den Gewerbetreibenden, mit den Produzenten und Fabrikanten; wir müssen aber auch in Verbindung treten mit allen Anstalten, die Material liefern: mit den Hoch- und Mittelschulen, mit den Lehrern des Volkes und den Lehrern der Jugend, um für die Stunde der Erlösung vorbereitet zu sein. Unsere Väter hatten dieses alles nicht nötig. Sie glichen jenem reichen Amerikaner, der nur am Telephon zu läuten braucht, um alles zu haben. Unsere Vorfahren waren Juden, treue,

überzeugte, begeisterte Juden, und deshalb hatten sie es gar nicht nötig, solche Vorbereitungen zu treffen und die verschiedenen Lieferanten zu engagieren, um sich ihrer Mithilfe zu versichern. Denn sie alle standen bereit und warteten auf das Anläuten, auf den Anruf, wie geschrieben steht; והיה ביום ההוא יתקע בשופר גדול „Und es wird geschehen, an diesem Tage wird gestoßen werden in die große Posaune", worauf alle kommen werden. Sie waren eben reich, reich an מצות und מעשים טובים. Wir sind aber viel zu arm, und wenn wir das Fest der Erlösung und der Wiedererrichtung Zions und der Wiederbelebung des jüdischen Volkstums feiern wollen, dann müssen wir mit den Vorbereitungen dazu rechtzeitig beginnen. Und diese Vorbereitungen werden bereits allenthalben getroffen, wenn auch nicht immer im Sinne der Propheten und der talmudischen Weisen. —

Der Zionismus. II.

An einem herrlichen Frühlingstage gingen einst mehrere Kinder verschiedenen Alters aus der Großstadt, sich an den köstlichen Gaben der verjüngten Natur auf Feld und Flur zu erfreuen und zu ergötzen. Munter lachend und lustig plaudernd, kamen sie endlich in einen stark beschatteten Wald, wo sie von dem langen, ungewohnten Marsche ermüdet, sich auszuruhen beschlossen. Plötzlich wurden sie durch einen rollenden Donnerschlag aufgescheucht, der stahlblaue Himmel war von schwarzen, bleiernen Wolken überzogen, und nur grelle Blitze beleuchteten die rasch herangebrochene Finsternis. Die erschrockenen Kinder machten sich auf, den Heimweg anzutreten, allein vergebens. Sie fanden den Weg nicht mehr, sie hatten sich im Walde verirrt. Die einen fingen in ihrer Ratlosigkeit bitterlich zu

weinen an, die andern, die mutigen und beherzten, kletterten auf der Bäume Äste, um einen Lichtstrahl in der Finsternis zu erspähen; die kleinsten und schwächsten suchten Schutz vor dem Regen in den Sträuchen und Gebüschen des Waldes, während manche sich nach allen Richtungen zerstreuten, einen Pfad zu finden. Da sprach das älteste der Kinder: „Freunde! Folget meinem Rat und bleibet hier versammelt. Denn wisset, die finstere Nacht, wie schrecklich sie auch ist, sie dauert nicht ewig; es wird und muß Tag werden, und die Sonne wird wieder scheinen. Sorgen wir dafür, daß der heranbrechende Tag uns alle vollzählig beisammen finde, damit, wenn die Sonne aufgeht, wir alle gleich den Heimweg antreten können und keine Zeit verlieren durch das Aufsuchen jener, die sich versteckt und verborgen halten, oder die auf falsche Pfade geraten sind. Verlieren wir uns jetzt nicht in der finstern Nacht, bleiben wir beisammen und weichen wir voneinander nicht, damit wir alle, wenn der Sturm ausgetobt haben wird und die finstere Nacht dem jungen Morgen weicht, freudig den Rückweg antreten können, den Weg, der uns zu unsern Eltern führt." —

Auch Israel glaubte an den Völkerfrühling und hoffte, sich an den Gaben des Frühlings und an den holden, milden Strahlen der aufgegangenen Freiheitssonne erfreuen und ergötzen zu können. Es kam aber anders. Während draußen der Frühling prangte, brach für Israel ein Gewitter heran und die finstere Nacht. Wir waren anfangs zu überrascht, daß wir keinen Ausweg fanden und in unserer Ratlosigkeit und Verzweiflung nicht wußten, was wir zu unserm dauernden Schutze unternehmen sollten. Viele wissen es noch immer nicht. Manche verlegen sich aufs Jammern und Klagen und tun nichts und unternehmen nichts, als jammern und wehklagen. Die Stärksten und Mutigsten sind sie sicherlich nicht. Der Starke weint nicht und bettelt nicht, sondern er

handelt und fordert. Manche schmieden große Pläne, sie begeben sich auf die hohe Warte der Kultur und Zivilisation und erwarten von ihr Hilfe und Rettung in Not und Gefahr. Sie können aber darauf lange warten; die europäische Kultur hat, was die Lösung der sogenannten Judenfrage anbelangt, vollständig versagt und sich als ohnmächtig erwiesen. Sehr kleinlich und feige benehmen sich jene, die sich verkriechen und ihr Judentum zu verbergen und zu verheimlichen suchen, anstatt auf ihr Volkstum stolz zu sein. Hat man sich doch nicht desjenigen als Genossen zu schämen, der von einem Wegelagerer meuchlings überfallen und ausgeraubt wird, sondern dessen, der das edle Handwerk des Wegelagerers ausübt. Daß man uns unserer Rechte beraubt, ist doch wahrhaftig kein Grund, daß *wir uns* dessentwegen schämen, verstecken und verbergen müssen. Sollen sich diejenigen schämen, die uns unsere Rechte rauben. Jedenfalls zeigt es von keiner besonderen Stärke und auch von keinem besonderen Charakter, wenn man sein Judentum vor den Augen der Welt zu verbergen und mit Vorliebe und Absicht in jene Kreise einzudringen sucht, aus denen man den Juden mehr als unsanft verdrängt. Andere begaben sich auf die Suche nach einem Ausweg. Diesen erblickten die einen in Argentinien, die andern in Uganda, wieder andere in — der Flucht aus dem Judentum, im Schoße jener Glaubensgemeinschaft, die nie Sinn und Verständnis für die Errungenschaften des Judentums besessen hat. Und die Folge davon ist, daß wir nahe daran sind, uns zu verlieren, uns zu verirren, uns zu zersplittern. Da erschien zur rechten Zeit der Zionismus und sprach: Brüder! scharen wir uns um unser altes Judentum, bleiben wir einig, bleiben wir beisammen, bleiben wir das, was wir sind, bleiben wir Juden. Jammern wir nicht und klagen wir nicht, erwarten wir keinen Lichtschimmer aus der Ferne, denn dann warten wir vergebens;

aber verkriechen wir uns nicht und verstecken wir uns nicht mit unserm Judentum, denn dazu liegt gar kein Grund vor. Und vor allem: verlieren und verirren wir uns nicht auf Ab- und Irrwegen. Fliehen wir nicht voneinander und bleiben wir beisammen, so einig, wie wir es früher waren, bevor das Gewitter losbrach und die finstere Nacht heranbrach, und erwarten wir unsere Rettung nicht von der Ferne und nicht von der Fremde, sondern vom heranbrechenden Morgen, von der einfachsten natürlichen Lösung. Und ist es denn nicht natürlich und einfach, daß die Völker und Nationen, die Israel als Fremdling und Eindringling bezeichnen und es als solchen betrachten und behandeln, über kurz oder lang zur Einsicht kommen werden, ihm das Land einzuräumen, das es einst besaß und von dem es widerrechtlich verjagt und vertrieben wurde? Ist es nicht natürlich und einfach, daß Israel selbst zur Einsicht kommen wird, das Gastrecht der Völker, das man ihm mißgönnte, als sogenanntes Gnadengeschenk zu verschmähen und anstatt dessen sein Recht gebieterisch zu fordern und geltend zu machen, wie alle Völker und Nationen? Und dieser Tag wird kommen, er muß kommen. Auch für Israel wird die Sonne der Freiheit aufgehen. Unsere Sorge muß es sein, daß dieser Tag uns alle einig, innerlich vorbereitet und gesammelt finde. Dann werden wir den Weg finden, den wir schon lange suchen, den Weg nach unserer Heimat, zu unserm Volke und zu unserm Lande.

Israels Leiden — ein Mittel zu seiner Erhaltung.

Einst lebte in einer kleinen Stadt ein reicher und angesehener Kaufmann, dessen weitverzweigte geschäftliche Unternehmungen und Verbindungen ihn häufig zwangen,

weite Reisen zu unternehmen und lange vom Hause abwesend zu sein. Da er einen einzigen Sohn hatte, der seine höchste Freude und zugleich die einzige lebende Erinnerung an seine ihm früh entrissene Gattin bildete, sah er sich genötigt, die Pflege und die Obhut des zarten, früh verwaisten Kindes seiner zweiten Gattin anzuvertrauen. Diese war aber grausam und herzlos, und das arme Kind hatte von ihr viel zu leiden und zu dulden. Boshaft, tückisch und zanksüchtig, züchtigte sie den Sohn ihres Gatten, für den sie keine Liebe empfand, für das leiseste Vergehen, das sie ihm als Verbrechen anrechnete, quälte und marterte sie ihn ohne Mitleid und Erbarmen. Bald bestrafte sie ihn durch Entziehung der Nahrung, bald durch Schläge, bald ließ sie ihn auf hartem Boden schlafen. Das mißhandelte Kind litt unter der Grausamkeit der Frau seines Vaters gar sehr. Und so geschah es, daß der reiche Handelsmann, als er eines Tages von einer längeren Reise nach Hause zurückkehrte, sein Kind kaum wieder erkannte, so schlecht und elend, so verkommen und verkümmert sah es aus. Ein geschickter, erfahrener Arzt, den der besorgte Vater zu Rate zog, erklärte ihm jedoch, dem Kinde fehle sonst nichts als eine — Mutter. Es müsse besser und liebevoller behandelt werden, bessere, kräftigere Nahrung und stärkende Weine bekommen, es sei ferner jeder Ärger, jede Kränkung und jeder Kummer von ihm möglichst fern zu halten, dann werde es gesund und blühend aussehen und sich stark und kräftig entwickeln. Der besorgte und empörte Vater zog den Arzt ins Vertrauen; er schilderte ihm die Leiden des Kindes, die es von seiner zweiten Mutter erdulde, und klagte darüber, daß er die Erziehung seines einzigen Sohnes nicht überwachen, seine, des Arztes, Vorschrift nicht befolgen könne, da er wiederum für längere Zeit sich auf Reisen begeben müsse. Der menschenfreundliche Arzt versprach ihm, sich des armen Kindes an-

zunehmen und für sein Wohlergehen und Wohlbefinden ausgiebig zu sorgen. Als sich der Kaufmann auf die Reise begeben hatte, ging der Arzt zu dessen Kinde; und nachdem er es oberflächlich, nur zum Schein, untersucht hatte, erklärte er der Mutter, des Kindes Zustand sei sehr gefährlich, ja hoffnungslos. Es sei, meinte er, das beste, den Kranken möglichst schnell von seinem unheilbaren Leiden zu befreien, zu welchem Zwecke er der äußerlich bestürzten, innerlich aber triumphierenden Stiefmutter eine Flüssigkeit übergab, die sie dem Leidenden öfters verabreichen sollte, um seinen Leiden ein Ende zu machen. Diese Flüssigkeit, die in Wirklichkeit ein sehr kostbares und seltenes Kräftigungs- und Stärkungsmittel enthielt, bezeichnete der erfahrene Arzt als ein langsam schleichendes, aber sicheres Gift. Je mehr der Kranke diese Flüssigkeit zu sich nehme, desto sicherer werde das Gift wirken, und desto schneller wird er von seinen Leiden gänzlich und für immer befreit werden. Die entmenschte Frau beeilte sich natürlich, dem ihrer Obhut anvertrauten Kinde möglichst viel von dem vermeintlichen Gifte zu verabreichen, um es baldigst los zu werden. Aber je mehr sie ihm von der Flüssigkeit verabreichte, desto stärker und kräftiger fühlte sich der Leidende, desto blühender sah er aus, und desto mehr nahmen seine Kräfte zu. Denn je mehr Gift die herzlose Mutter dem verhaßten Kinde zu verabreichen glaubte, um sich seiner zu entledigen, desto mehr trug sie selber dazu bei, es zu stärken und zu kräftigen und es am Leben zu erhalten. Und als der besorgte Vater nach einiger Zeit zurückkehrte, erkannte er seinen Sohn nicht wieder, so gut und blühend, so stark und kräftig sah er aus. —

Denselben Erfolg erzielten und erzielen alle, die Israels Untergang herbeiwünschen und es deshalb quälen, unterdrücken und verfolgen. In der Meinung, Israel zu vernichten, bereiten sie ihm Leiden und Schmerzen. Diese Leiden und

Schmerzen bilden aber in Wahrheit das beste und sicherste Mittel, es am Leben zu erhalten, es innerlich zu stärken und zu befestigen, um es vor Untergang und Auflösung zu bewahren. Das vermeintliche Gift ist in Wirklichkeit nichts anderes als das beste Stärkungsmittel. Und je mehr Gift, desto mehr Lebenskraft wird dem Volke zugeführt, dessen Untergang herbeigeführt werden soll. אל תשמחי אויבתי לי כי נפלתי קמתי גם כי אשב בחשך ד' יעמי „Triumphiere nicht, o Feind, über mich; denn durch meinen Fall erhebe ich mich erst recht, wenn ich im Finstern sitze, ist Gott mit mir" — sagt der Prophet.

Es gibt kaum ein zweites Volk auf Erden, das immer und überall so grausam und herzlos behandelt wurde, wie Israel; es gibt kaum ein zweites Volk, dessen gänzlicher Untergang und vollständige Vernichtung und Auflösung von so vielen Völkern herbeigewünscht wurde, wie die Israels; aber es gibt kaum ein zweites Volk, das gerade infolge seiner mannigfachen Leiden und Verfolgungen sich so stark und kräftig fühlte wie Israel. Sein Fallen ist seine Erhebung, sein Sinken ist sein Emporsteigen; wenn es durch Leiden scheinbar geschwächt wird, dann und dadurch rafft es sich auf und wird stark. Je mehr Gift, desto mehr Leben, je mehr Leiden, desto mehr Wachstum seiner Kraft und Stärke. Diese Wahrnehmung konnte man zu allen Zeiten und in allen Ländern machen. Wir haben aber auch diese Wahrnehmung in unserer Zeit gemacht. Die feindlichen Angriffe, denen in unserer Zeit das Judentum fast überall ausgesetzt ist, sie haben lange nicht den von den Feinden Israels gewünschten Erfolg erzielt; sie haben das Judentum nicht geschwächt, sondern erst innerlich gestärkt und gekräftigt. Die Anzeichen der Schwäche Israels zeigen sich immer, wenn es auf der Höhe steht und von der Mittagssonne bestrahlt und beschienen wird. Beginnt es

aber von der Höhe zu fallen und zu sinken, dann erhebt es sich von neuem, dann wird es stark und standhaft. Sitzt es im Finstern, dann ist Gott mit ihm; dann erwacht sein Glaube von neuem, und die Liebe zu seiner Religion und seinem Volke nimmt zu. Die Leiden und Unterdrückungen sind keine Zersetzungs- und Zerstörungsmittel, sondern sie werden zu einem einigenden Verbindungsmittel, zu einem Kitt, der alle Teile fest zusammenhält.

Das Studium der jüdischen Geschichte.

Aus der Vergangenheit kann man auf zweierlei Arten lernen: im positiven und negativen Sinne; was man tun und was man nicht tun soll. Wir in unserm Zeitalter sollen aus der Vergangenheit lernen, wie wir leben, handeln und wandeln sollen, um unserer Vorfahren und unserer ruhmreichen Vergangenheit würdig zu sein. Unsere Vergangenheit enthält fast ausschließlich Lehren in positivem Sinne, und wenn wir unsere Geschichte kennen, dann wissen wir auch, wie wir uns zu verhalten haben, aber auch, welche Kluft uns trennt von unsern Vorfahren. —

Einst kam ein armer Mann in ein Haus, in dem eine lustige Hochzeitsgesellschaft versammelt war, und bat um eine milde Gabe. Da er sehr schlecht und abgezehrt aussah, lud ihn die Gesellschaft, einer edlen Regung folgend, zur Tafel ein, und man bewirtete ihn wie jeden andern. Als er nach beendeter Mahlzeit mit vielen Dankesworten sich entfernte, bemerkte die Dienerschaft den Abgang eines kostbaren Pokales. Der Verdacht lenkte sich auf den Fremden. Er wurde auch eingeholt, und wirklich fand man den vermißten Gegenstand in seinem Besitze. Man beschloß, ihn empfindlich zu züchtigen, und zwar an Ort und Stelle, in

Gegenwart der fröhlichen Gäste. Als ihm aber der erste Schlag versetzt wurde, schrie der Fremde auf: „Habet Mitleid und Erbarmen! Denn wisset, ich bin der Sohn des berühmten Rabbiners aus Krakau. Schonet mich um meines berühmten Vaters willen!" „Gerade deshalb", erwiderte einer der Umstehenden, „verdienst du, noch mehr gezüchtigt zu werden. Denn als Kind eines solch berühmten Vaters hast du gewiß eine gute und sorgfältige Erziehung genossen." Als man ihn wieder zu schlagen begann, flehte er abermals: „Erbarmt euch meiner, denn ich bin der Enkel des weisen Oberrabbiners von Lemberg." „Gerade deshalb", erwiderte einer der Umstehenden, „verdienst du, doppelt gezüchtigt und nicht geschont zu werden. Denn als Enkel eines solchen Mannes hättest du dich nicht so weit vergessen sollen." Und man schlug ihn auch beträchtlich stärker. Da schrie er abermals auf: „Habet Erbarmen! Bedenket, daß mein Urgroßvater einer der größten Gelehrten war, der Oberrabbi von Jerusalem!" „Dafür", erwiderte einer der Umstehenden, „verdienst du noch eine besondere Tracht Prügel. Als Urenkel eines der größten Männer seiner Zeit hättest du erst recht wissen sollen, wie du dich aufzuführen und zu benehmen hast." Und man schlug ihn noch mehr. Je mehr er sich auf seine Ahnen berief, und je größer und bedeutender diese waren, desto größer und empfindlicher war die Strafe, die man ihm zudiktierte. —

In der ersten Strafandrohung (תוכחה) heißt es (III. Buch Moses, Kap. 26, 42): „Und ich werde gedenken meines Bundes mit Jakob und auch meines Bundes mit Isaak und auch meines Bundes mit Abraham, und auch des Landes werde ich gedenken." Hier fällt allgemein die Aufzählung der Patriarchen in umgekehrter Reihenfolge auf; zuerst wird Jakob, dann Isaak und endlich Abraham genannt. Nach Aufzählung der Namen der Patriarchen folgt wiederum eine

Strafandrohung: והארץ תשוב שממה. Die Strafe wird eben steigend sein, und sie wird an Schärfe zunehmen, je weiter die Erinnerung reicht. Schon die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit fordert zur Strafe heraus. Sie nimmt aber an Schärfe zu, wenn die Erinnerung an längst verschollene Zeiten wachgerufen wird. Und sie wird um so schärfer, je weiter die Erinnerung reicht.

Auch wir können und sollen aus der Vergangenheit lernen. Zunächst aus der jüngsten Vergangenheit, aus der Zeit, deren sich noch viele in unserm Zeitalter erinnern. Man hört noch überall erzählen von der Frömmigkeit und dem religiösen Eifer früherer Zeiten, von der religiösen Erziehung, die noch viele früher genossen haben, von dem religiösen Leben in den Gemeinden und in den Häusern, das noch viele vor sich gesehen haben. Schon diese Erinnerung, die gar nicht weit zurückreicht, fordert die schärfste Kritik über die religiösen Zustände, die in unserer Zeit herrschen, heraus. Wie weit haben wir uns vom Standpunkt unserer Väter entfernt — in verhältnismäßig kurzer Zeit. Vor einigen Jahrzehnten noch religiöses Leben und religiöse Begeisterung überall, und heute ein religiöser Indifferentismus, wie er nicht schlimmer gedacht werden kann. Religion und Glauben, die früher das öffentliche und häusliche Leben beherrschten, heute findet niemand Zeit und — Lust, daran überhaupt zu denken.

Noch schärfer wird die Kritik, wenn man unser Zeitalter mit dem früheren vergleicht. Welche Opfer brachten nicht damals unsere Vorfahren, um ihrer Religion und ihrem Glauben treu bleiben zu können. Wie viele haben die größten Marter, Folter und Qualen erlitten und erduldet, um den einig-einzigen Gott Israels nicht zu verleugnen. Und wie schwer fällt uns heute jedes noch so geringe Opfer für Religion und Glauben! Wird doch heute Klage geführt

über jeden Beitrag, den man zu religiösen Zwecken zu leisten sich genötigt sieht.

Aber am schärfsten wird die Kritik, wenn man sich die entfernteste Vergangenheit ins Gedächtnis ruft, so z. B. die Zeit, die wir in Spanien verlebt haben. Wie stand damals das Studium und die Pflege der jüdischen Wissenschaft in schönster Blüte, wie haben damals die Juden mit ihren nichtjüdischen Nachbarn gewetteifert auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, aber wie groß und stark erwiesen sie sich in den Stunden der höchsten Not und Gefahr!

Aus jeder Periode der jüdischen Geschichte können wir viel lernen. Lernen zunächst, treu zu bleiben unserm Volke und Glauben, für die Erhaltung unserer Religion die größten Opfer zu bringen. Wir können und sollen auch lernen, wie wir unsere Kinder als treue Söhne unseres Glaubens und Stammes zu erziehen, welches **Beispiel** wir ihnen zu geben haben, und wie wir ihr Herz für die Ideale des Judentums entflammen und begeistern sollen. Wir können und sollen aber auch lernen Liebe zu gewinnen zur Wissenschaft unseres Volkes, Sinn und Interesse für seine großen Errungenschaften auf allen Gebieten des Denkens und Forschens. Ja, viel könnten wir aus der Vergangenheit lernen — wenn wir nur wollten.

Lohn und Strafe.[1])

Ein Bauer, der stets in einem einsamen Dorfe lebte, kam einst in die Stadt, wo er von seinen reichen Verwandten eingeladen wurde, der Hochzeit ihres Kindes als Gast beizuwohnen. Er wurde auch im Hause seiner Anverwandten

[1]) Von meinem Vater מהורר"ר אורי" גרשון זצ"ל

gut und liebenswürdig bewirtet, er, wie alle, die zur Hochzeitsfeier kamen. Dem Landmann fiel es auf, daß die Eltern der Braut, während sie für die Bequemlichkeit der anverwandten und auch fremden Hochzeitsgäste eifrig besorgt waren, an sich selbst am allerwenigsten dachten. Sie aßen unregelmäßig, sie schliefen wenig und liefen nur umher, als seien sie in ihrem eigenen Hause fremd. Noch größer war sein Erstaunen am Hochzeitstage selbst. Alle, die mit dem Brautpaare in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse standen, waren beschäftigt, am meisten aber die Eltern des Brautpaares selbst. Diese gönnten sich gar keine Ruhe; sie liefen geschäftig hin und her, erteilten Befehle, sahen nach dem Rechten und sorgten nur für die fremden Hochzeitsgäste. Dieselbe Wahrnehmung machte er auch bei der Hochzeitstafel. Während die fremden Gäste sich ganz dem Genusse der Speisen und Getränke hingaben und an nichts anderes dachten, waren die Anverwandten des Brautpaares mit dem Zubereiten und Anrichten der Speisen beschäftigt, sowie mit dem Anweisen von Plätzen an jeden Hochzeitsgast, damit niemand sich beleidigt fühle, und jeder der Ehre teilhaftig werde, auf die er Anspruch zu machen glaubte. Ganz besonders beschäftigt waren indes die Eltern des Brautpaares selbst; diese gingen in den Sorgen für das Behagen und die Bequemlichkeit ihrer Gäste völlig auf und dachten überhaupt nicht an Essen und Trinken. Da trat der Landmann auf den Vater der Braut zu und sprach: „Ich begreife euch und euer Tun nicht. Den fremden Gästen bietet ihr alle Genüsse und jede Bequemlichkeit, und die Anverwandten des Brautpaares versagen sich jeden Genuß und jede Annehmlichkeit. Und ganz besonders ihr, die Eltern der Braut, die ihr doch den größten Anspruch auf die Genüsse und die Freuden des heutigen Tages habet, ihr habt an diesem Tage nur Mühe und Arbeit, Aufregung und Anstrengung. Ist

das die Freude der Eltern, wenn sie ihre Tochter verheiraten?" „Mein Lieber," erwiderte darauf lächelnd der Brautvater, „die wahre und aufrichtige Freude der Eltern des Brautpaares, sie besteht in etwas anderm als in Essen und Trinken, und sie kommt erst später, wenn niemand mehr an das Brautpaar denkt. Diese fremden Gäste, sie kommen nur, um zu essen und zu trinken, sich zu unterhalten und sich zu zerstreuen. Wenn die Hochzeitsfeier zu Ende und die Tafel aufgehoben sein wird, dann gehen sie fort und denken nicht mehr an das neuvermählte Paar. Es ist ihnen gleichgültig, ob es dem jungen Paare gut ergeht, ob seine Ehe glücklich ist, ob sie einander lieben, schätzen und achten. Für sie ist das Hochzeitsmahl die Hauptsache. Anders jedoch die nächsten Anverwandten des Brautpaares. Diese freuen sich und genießen an diesem Tage wenig, desto größer ist aber ihre Freude, wenn sie später erfahren, daß die Neuvermählten eine glückliche Wahl getroffen, daß sie einander verstehen, und daß es ihnen wohl ergeht. Je näher der Grad der Verwandtschaft, desto geringer ist die Freude desselben am Hochzeitstage, und desto größer die Freude, die er später empfindet. Und umgekehrt. Daraus folgt, daß die fremden Gäste, die dem Brautpaare und dessen Eltern vollständig fernstehen, an der Hochzeitstafel und an dem Hochzeitsfeste die größte Freude empfinden, und daß die Eltern des Brautpaares an dem Hochzeitsfeste am wenigsten genießen, sich aber dafür später um so mehr freuen, wenn es den Neuvermählten so ergeht, wie sie ihnen wünschen. —

Die Frage רשע ושוב לו צדיק וריע לו, „warum es dem Frevler und Bösewicht gut ergeht und dem Frommen und Gottesfürchtigen schlecht", so bemerken unsere Weisen, habe die größten Geister aller Zeiten und Geschlechter beschäftigt, und niemand habe darauf die richtige Antwort gefunden. Der Talmud jedoch vergleicht diese Welt, die wir früher

oder später verlassen müssen, mit einem Hochzeitshause und einem Hochzeitsmahle (הא׳ עלמא דאזלינן מניה כהילולא דמי׳). Und in diesem treffenden Vergleiche ist auch die treffende Antwort auf jene Frage enthalten. Diese Welt gleicht einer Hochzeitstafel. Die an dem Hochzeitsmahle nur an sich denken und sich überaus gütlich tun, genießen später keine Freuden, wenn die Hochzeit längst vorüber und die Tafel aufgehoben ist. Wer aber an dem Hochzeitsfeste wenig genießt und mehr um das Wohl der andern, die näher oder ferner stehen, besorgt ist, dem wird der wahre Genuß oft später zuteil, nach beendeter Hochzeitsfeier. Es kommt eben auf den Grad der Verwandtschaft an. Die Gott Fernstehenden genießen an der Hochzeitstafel des Lebens am meisten, sie können sich ruhig und ungestört meist ganz dem Genusse hingeben. Die sich Gott näher Fühlenden gönnen sich an der Hochzeitstafel des Lebens am wenigsten Freude und Ruhe. Dafür ist aber um so größer, reiner und anhaltender ihr Genuß und ihre Freude, die sie später empfinden. Die Fremden genießen am Hochzeitstage am meisten, dafür hört auch ihre Freude mit dem Hochzeitstage auf. Der Frevler und Bösewicht genießt wohl auf dieser Welt, doch die Freude und der Genuß der Ewigkeit sind ihm versagt. Für den Frommen und Gottesfürchtigen beginnt die wahre Freude und der wahre Genuß dort, wenn das irdische Leben aufgehört hat.

Ist von der Einführung von Reformen das Wiedererwachen des religiösen Geistes zu erwarten?

Auf dem Landgute eines mächtigen Fürsten lebte einst ein Landmann, der sich und seine Kinder von dem Ertrage des

Bodens, den ihm der Fürst in Pacht überließ, redlich und ehrlich ernährte. Da er keinen andern Erwerb hatte und wohlwissend, daß er nach alter Sitte dem Fürsten, als dem Herrn des Bodens, jährlich den ihm auferlegten Tribut vom Ertrage des Bodens zu entrichten habe, bestellte er den Boden mit größtem Fleiß und Eifer, mit Liebe und Sorgfalt und erzielte stets eine gute Ernte. Eines Tages kam der Fürst, seine Güter zu besichtigen. Aber nichts gefiel ihm so sehr wie die Felder, Fluren und Äcker dieses emsigen Landmannes, die er alle sorgfältig gepflegt und in schönster Ordnung fand. Zum Lohne dafür befreite er ihn von der jährlichen Tributleistung, hoffend, daß er, von den drückenden Abgaben, Lasten und Sorgen befreit, sich desto williger und eifriger der Pflege des Bodens widmen werde. Allein kaum fühlte sich der Landmann frei und von seinem Herrn unabhängig, da begann er etwas nachlässiger zu werden. Er stand nicht mehr so früh zur Arbeit auf, bestellte den Boden nicht zur rechten Zeit, gab sich allmählich dem Müßiggange hin und kümmerte sich endlich gar nicht mehr um die Pflege des Bodens. Anfangs dachte er, er werde, da er nicht mehr den jährlichen Tribut zu entrichten habe, das, was er für sich und seine Kinder brauche, noch immer vom Boden erzielen. Später dachte er überhaupt nicht mehr an den Boden; er hatte sich der Arbeit entwöhnt. Nach einiger Zeit kam der Fürst abermals zur Besichtigung seiner Güter. Er war nicht wenig erstaunt, als er den Boden jenes Landmannes betrat. Wo einst die Saaten in schönster Blüte standen, wucherte Unkraut, alles war vernachlässigt, zerstört und verwahrlost, mit Dornen und Disteln bedeckt. Er ließ den Landmann kommen und stellte ihn darob heftig zur Rede. „Mein Fürst," erwiderte gebrochen der Landmann, „warum hast du mir dieses getan? Solange ich dir den jährlichen Tribut vom Ertrage des Bodens zu entrichten hatte und ich

deinen Zorn fürchtete, ließ es mir keine Ruhe, bei Tag und bei Nacht war ich fleißig, arbeitsam, unermüdlich und rastlos tätig. Nun hast du mich der schwierigen Pflicht enthoben, und da ließ mein Fleiß nach, ich dachte immer weniger an meine Aufgabe, bis ich den Boden gänzlich vergaß und ihn vernachlässigte." —

Wie jener Fürst dachten viele im vorigen Jahrhundert, als sie im guten Glauben ausgingen, religiöse Reformen einzuführen, d. h. alte, heilige Vorschriften und Gebräuche aufzuheben und zu beseitigen und neue Vorschriften zu erlassen, die leichter zu halten und zu erfüllen wären. Sie dachten wie jener gütige Fürst das Volk zu entlasten und es von dem Drucke zu befreien, den die Religion mit ihren alten, starren Formen und Gesetzen auf dasselbe ausübte. Sie glaubten, würde der Religion der „überflüssige Ballast" genommen, und sie den Religionsgenossen leicht gemacht werden, dann werde sie jeder mit Freuden halten und desto eifriger und freudiger bemüht sein, die wenigen Vorschriften zu befolgen und zu erfüllen, die ihr noch zurückbleiben werden. Sie haben sich aber, wie jener Fürst, nicht wenig getäuscht und sich gründlich geirrt und verrechnet. Dies beweist das Judentum der Vergangenheit und Gegenwart, dies beweisen auch die sogenannten Reformgemeinden und die orthodoxen Gemeinden. Solange Israel den alten religiösen Standpunkt einnahm und jedes Gesetz, jedes Gebot, jede Vorschrift und Verordnung seiner Religion pünktlich und gewissenhaft erfüllen zu müssen glaubte, hat es auch alles gewissenhaft gehalten, erfüllt und beobachtet, von der Heiligung des Sabbats bis zur Heiligung des Hauses und Selbstheiligung, von den Speisegesetzen bis zu den Geboten der Humanität und Nächstenliebe. Nachdem die Sabbat- und Speisegesetze erleichtert, d. h. teils abgeschafft, teils ab- und umgeändert wurden, fällt es ihm heute schwer, selbst

die Gebote zu erfüllen und zu beobachten, die in sich selbst begründet sind, und die Vernunft und Verstand, Kultur und Bildung gebieten. Solange Israel den alten religiösen Standpunkt einnahm, gingen noch alle — um nur ein Beispiel anzuführen — des Nachts, Selichos-(Buß-)Gebete zu verrichten, und es gab nur wenige, die am Hauschanoh-Rabboh nicht die ganze Nacht durchwacht hätten. Heute gibt es Gemeinden, die selbst am hellen Tage die Bußgebete nicht verrichten können mangels Beteiligung, und die selbst die Gebete am heiligsten Abend des Jahres wesentlich gekürzt haben, weil es ihren Mitgliedern schwer fällt, zwei volle Stunden im Gotteshause zuzubringen, trotz deutscher Predigt, Orgelspiel und Damenchor. So groß ist der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart. —

Aber auch innerhalb des Judentums der Gegenwart läßt sich ein gewaltiger Unterschied konstatieren. Während in den Gemeinden, die konservativ sind, die Gotteshäuser an Sabbat- und Feiertagen stark besucht sind und fast keine Lücken aufweisen, fällt es in den Gemeinden, die sich reformiert haben, schwer, die nötige Anzahl von Gläubigen aufzubringen, um überhaupt einen Gottesdienst abhalten zu können. In solchen Gemeinden hat man in der Regel fast die ganze Religion aufgehoben und beseitigt und sie einzig und allein auf das Gotteshaus und den Gottesdienst verwiesen. Dieser Gottesdienst wurde ebenfalls gekürzt und zeitgemäß umgestaltet. Und trotzdem werden diese Gotteshäuser und diese Gottesdienste mangelhaft besucht. Man hat sie der schwierigen Pflichten der Religion enthoben, sie fühlen sich vom himmlischen Fürsten frei und unabhängig, und deshalb fällt ihnen das Geringste und Leichteste so schwer, daß sie alles vernachlässigen. Heute hält es in manchen reformierten Gemeinden schwer, einen Gottesdienst am Sabbat abzuhalten, während in Gemeinden, die nicht so

„aufgeklärt" (!) und reformiert sind, der Sabbat nach alter Sitte und nach den Vorschriften unserer Religion gefeiert wird. Diesen fällt nichts schwer, und jene glauben ein Opfer zu bringen, wenn sie einmal wöchentlich das Gotteshaus in der Dauer von einer halben Stunde besuchen. Diese sind von der Tributentrichtung befreit und jene nicht. Deshalb steht auch ihre Saat in schönster Blüte und trägt auch schöne Früchte, die ihnen und ihrem Glaubenseifer zum Ruhme gereichen.

Die Reformbewegung mancher Gemeinden in der Jetztzeit.

In vielen Gemeinden wird eifrig Propaganda gemacht für die Einführung von Reformen auf religiösem Gebiete. Das Judentum, so wird behauptet, ist längst reformbedürftig, deshalb muß es reformiert werden, und zwar je schneller, desto besser. Dieses in Kürze die Argumente all derer, die für Einführung von religiösen Reformen schwärmen. Sie decken sich vollständig mit den bekannten Argumenten aus der Zeit der heftigen Reformbewegung aus dem Anfange und der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Allein der Wunsch nach Reformierung des Judentums der Gegenwart kommt etwas zu spät. Denn es gibt fast nichts, was zu reformieren wäre. Und darin besteht auch der gewaltige Unterschied zwischen der Reformbewegung des vorigen Jahrhunderts und der Jetztzeit. Als die Reformbewegung in Deutschland begann, pulsierte noch echt jüdisches Leben in den Gemeinden, in den Häusern und in den Herzen der deutschen Judenheit. Und nur die Furcht, es könnte anders werden, bewog manche, die es übrigens von ihrem Standpunkt mit dem Judentum und seiner Religion

sehr ernst meinten, für die Einführung mancher Reformen einzutreten. Diese Reformen sollten den Zweck haben, die Religion zu erhalten und zu ermöglichen, daß sie von allen gehalten werde. Jetzt liegen die Verhältnisse anders. In den Gemeinden, die gegenwärtig die Einführung von Reformen wünschen und sich dafür begeistern, hat die Religion bereits aufgehört, das zu sein, was sie zur Zeit der bekannten Reformatoren in Deutschland war: der Mittelpunkt des Denkens und Fühlens, der wichtigste Faktor im Leben, in den Häusern und in der Gemeinde. Die Reformen der Gegenwart wollen Unjüdisches, vieles, was dem Gesetze des Judentums und seiner Religion widerspricht, einführen und sanktionieren. Nicht die Erhaltung der Religion ist Hauptzweck, sondern der Beifall der Andersgläubigen, das Buhlen um deren Anerkennung, das Streben, sich zu assimilieren, der Wunsch, sich zu verschmelzen und aufzugehen in der Gemeinschaft derer, in deren Mitte wir leben, durch äußeren Glanz und Schein zu zeigen, daß auch die jüdische Religion und ihre Einrichtungen nicht auf der tiefsten Stufe stehen. Jede Reform auf religiösem Gebiete aber muß von dem Wunsche ausgehen, die Religion zu erhalten, sie darf nie Selbstzweck sein oder den Zweck verfolgen, alles Nichtjüdische als religiös und alles Verbotene als erlaubt zu erklären. Es ist eben ein gewaltiger Unterschied, ob manche Gebote, die z. B. den Sabbat betreffen, abgeändert werden, um dadurch den Sabbat zu erhalten, oder ob man den Sabbat beseitigt und die Entweihung des Sabbats vom Standpunkte der neuen Reformen gutheißt.

Von manchen Gemeinden, namentlich der österreichischen Monarchie, kann man fast behaupten, daß sie nichts mehr haben, was zu reformieren wäre, weil sie bereits aus eigener Machtvollkommenheit, aus Gedankenlosigkeit oder Gleichgültigkeit alles entfernt und beseitigt, gestaltet und ver-

unſtaltet haben, was zu den weſentlichſten Beſtandteilen, zum inneren Weſen und Kern der Religion und des Glaubens gehörte. Die Reformbewegung in ſolchen Gemeinden erinnert an jene Begegnung des Jezerhoro (des Engels des Böſen) und des Jezertow (des Engels des Guten) auf amerikaniſchem Boden. In den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Auswanderung der oſteuropäiſchen Juden nach Amerika begann, kam einſt ein ruſſiſcher Jude nach langer mühevoller Seefahrt in New-York an. Ihn begleitete der ruſſiſche Jezerhoro, der bekanntlich der ſtete Begleiter eines jeden Menſchen iſt, von der Wiege bis zur Bahre. Der ruſſiſche Jude wurde im New-Yorker Hafen vom amerikaniſchen Jezerhoro erwartet und in Empfang genommen. Aber ſonderbar. Der amerikaniſche Jezerhoro ſah ſehr gut und wohlgenährt aus, trug ſchöne Gewänder und herrlichen, koſtbaren Schmuck, während der neuangekommene Jezerhoro aus Rußland ſehr ſchlecht und ſchäbig ausſah und dürftig gekleidet war. Trotzdem umarmten die beiden Jezerhoros einander und begrüßten ſich aufs herzlichſte. Sie ſind eben keine Menſchen, und das Gefühl von Neid und Mißgunſt iſt ihnen fremd. Der Reiche ſchämt ſich nicht des Armen, und dieſer gönnt dem Reichen das denkbar Beſte. Nach der herzlichen Begrüßung und Umarmung begannen ſie ſich zwanglos zu unterhalten. „Siehe," ſprach der Jezerhoro aus Rußland zu ſeinem amerikaniſchen Freunde, „wir beide ſtehen doch im Dienſte eines und desſelben Herrn, wie kommt es nun, daß es dir, wie es ſcheint, ſo wohl geht, während ich ein kümmerliches, elendes Daſein friſte?" „Wir beide", erwiderte darauf der amerikaniſche Jezerhoro, „ſind, wie du weißt, Agenten, die von Proviſion leben. Je mehr wir die Menſchen zur Sünde verleiten und je mehr geſündigt wird, deſto größer unſer Verdienſt und unſere Proviſion, die wir vom Herrn erhalten. Nun, in Amerika

habe ich ein leichtes Feld. Amerika ist das Land der Freiheit, und viele glauben ihre Liebe zur Freiheit dadurch am besten zu dokumentieren, daß sie sich von jedem religiösen Zwang freimachen. Die Entweihung des Sabbats, der Genuß des Verbotenen, das Übertreten der heiligen Ge- und Verbote — hier kann ich es mit Leichtigkeit durchsetzen. Es wird hier stark gesündigt, und je mehr gesündigt wird, desto mehr Provision verdiene ich, und desto besser geht es mir. Aber was ich fragen wollte . . ., warum siehst du so herabgekommen aus?" „Ach," erwiderte darauf der Jezerhoro aus Rußland, „mir geht es leider schlecht, weil ich eben, wie du, nur von der Provision lebe. Ich mache schlechte Geschäfte und verdiene fast nichts. Die Entweihung des Sabbats, der Genuß von Trefa, die Übertretung eines religiösen Gesetzes — damit darf ich zu einem russischen Juden überhaupt nicht kommen. Denn er schlägt mich auf der Stelle tot. Ich muß froh sein, wenn es mir gelingt, den einen oder den andern dazu zu bewegen, daß er etwas später in das Gotteshaus komme und dadurch die Keduschah versäumt oder Kriaß-Schma etwas verspätet verrichtet. Und auch dazu muß ich alle meine Überredungskünste anwenden und alle Hebel in Bewegung setzen, um dieses zu erzielen. Davon kann man sich nicht gut nähren und schön kleiden . . . . Das wirst du doch zugeben." Zwei Jahrzehnte später, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die ersten Progroms in Rußland ausbrachen, langte ein großer Zug russischer Juden in New-York ein. Und auch sie waren vom russischen Jezerhoro begleitet, der aber schon ganz anders aussah, fast nicht mehr wieder zu erkennen. Er sah so gut und wohlgenährt aus, wie einige Jahrzehnte früher sein amerikanischer Kollege; er war so gekleidet und geschmückt wie jener und lächelte so glückselig und selbstzufrieden, wie einer, der keine Sorgen

kennt. Der amerikanische Jezerhoro hingegen sah ganz verwahrlost und verkommen aus, mager, abgezehrt, verfallen und so schäbig in seinem Äußern wie ehemals sein Kollege aus Rußland. Abermals umarmten und küßten sie einander nnd begannen gleich vom „Geschäft" zu sprechen. „Sag' mir mal," begann der Jezerhoro aus Neu-York, „dir scheint es glänzend zu gehen, du bist gar nicht wieder zu erkennen . . . Natürlich bin ich frei von Neid und gönne dir deinen Wohlstand von Herzen, denn ich bin bekanntlich kein Mensch, der seinen Nebenmenschen nur Schlechtes gönnt. Aber ich bin furchtbar neugierig, wieso du zu diesem Wohlstand gelangt bist." „Dieses will ich dir erklären," versetzte der eben zugereiste russische Jezerhoro. „Das Rußland von heute ist nicht das, was es früher war. In den letzten Jahren lebte dort ein Monarch, der sich sogar mit der Absicht trug, den Juden die volle Gleichberechtigung zu gewähren. Ruchlose Mörderhände haben ihn auf offener Straße niedergemetzelt. Und das ist wahrhaft zu beklagen. Zunächst vom allgemeinen sittlichen Standpunkte und dann besonders von meinem Standpunkte aus. Denn siehe, kaum war nur die Rede von Freiheit nnd Gleichberechtigung, da fingen schon die Juden an, ihre Religion zu vernachlässigen, sich über vieles hinwegzusetzen, was ihnen früher als heilig galt, sich über manches lustig zu machen, was ihnen nicht mehr als zeitgemäß und daher als reformbedürftig erschien. Man ging schon sogar daran, Reformen einzuführen und — ich machte dabei die glänzendsten Geschäfte. Ich konnte bei den Juden in Rußland alles durchsetzen und erreichen, wie du bei den amerikanischen Juden . . . . Aber, was ich fragen wollte. Warum siehst du denn so verwahrlost und verkommen aus, der du doch auf amerikanischem Boden, wie du mir einst selber erzähltest, das schönste und größte Arbeitsfeld hast?" „Ja, mein Freund," erwiderte seufzend der amerikanische

Jezerhoro, „auch hier haben ſich die Zeiten geändert und leider, wie immer und überall, zum Schlechten. Wenn ich jetzt zu einem amerikaniſchen Juden hingehe und ihn zu einer Sünde verleiten will, zeigt er mir ſeinen Taufſchein vor, daß er ſchon „geſchmadt" iſt und längſt aufgehört hat, Jude zu ſein. Wohin ich gehe — komme ich zu ſpät. Entweder er iſt ſchon getauft, oder er iſt eben im Begriffe ſich taufen zu laſſen. Ich habe hier keine Juden mehr und finde niemanden, den ich zur Sünde verleiten könnte." —

Nicht viel beſſer ſieht es mit der Reformbewegung mancher Gemeinden in unſerer Zeit aus. Sie hat ſich als zweck- und wertlos erwieſen. Sie kommt zu ſpät. Allen, die es mit dem Judentum ernſt und ehrlich meinen, gereicht es aber zum Troſte. Die Reform nützt denen nicht, die ſie anſtreben, weil bei ihnen das religiöſe Gefühl bereits erloſchen iſt und auch durch künſtliche Mittel nicht belebt werden kann. Sie ſchadet aber denen nicht, die ſie verpönen; denn dieſe halten an dem Alten, als gut und wahr Erprobten feſt.

Künſtliche Mittel zur Hebung des Gottesdienſtes.

In vielen Gemeinden macht ſich das Beſtreben geltend, das Intereſſe für das Gotteshaus zu wecken und den Beſuch des Gotteshauſes zu heben. Manche Gemeinden haben dieſes Problem durch künſtliche Mittel zu löſen verſucht, wie Einführung von Orgel und Damenchor. Der ſchöne Gottesdienſt ſoll gleichſam als Lock- und Anziehungsmittel dienen, der feierliche Gottesdienſt ſoll die Beſucher im Gotteshauſe feſſeln. Es ſoll feſſeln, aber es feſſelt doch nicht. Es iſt nämlich eine längſt erwieſene Tatſache, daß Chor und Orgel, Damenſoli und Herrenquartette, wie überhaupt alle künſtlichen Mittel, vollſtändig verſagen dort, wo kein Bedürfnis

nach religiöser Betätigung besteht. Dagegen erfreuen sich die Gemeinden eines regen Besuches des Gotteshauses und einer lebhaften Beteiligung am Gottesdienste, in denen noch ein jüdisch-religiöser Sinn vorhanden ist und das Interesse für Religion und Glauben besteht, und zwar ohne Zuhilfenahme von Chor und Orgel und unter Verzichtleistung auf alle künstlichen und „reizenden" Mittel. Beide Erscheinungen sind scheinbar auffallend: die gähnende Leere, die man häufig in den Gotteshäusern wahrnimmt, die sich der modernen Reiz- und Lockmittel bedienen, wie der rege Besuch der Synagogen, die auf Chor und Orgel verzichten. Jedenfalls — und dieses steht fest — haben die Einführung von Chor und Orgel, die „Aufführung" von Gebetstücken in theatralischer Art, Damensoli und Männerquartette nicht den Erwartungen entsprochen, die man von ihnen bestimmt und sicher vorausgesetzt hat. Anderseits wird in den Synagogen viel andächtiger und fleißiger gebetet, in denen Chor und Orgel fehlen. Woher diese Erscheinung? In folgender Erzählung ist die Antwort enthalten:

Ein Wunderrabbi fuhr einst in Begleitung seines Dieners von seinem Wohnorte nach einer entlegenen Stadt in Polen. Von der langen Fahrt matt und müde, wollte der Rabbi unterwegs in einem jüdischen Dorfgasthaus übernachten und, da er auch Hunger verspürte, etwas zu sich nehmen. Er äußerte auch diesen Wunsch seinem treuen Diener, der dem Rabbi versprach, für die Erfüllung seiner Wünsche gewissenhaft zu sorgen. Als sie in der eiskalten Winternacht weiterfuhren, bemerkte der Diener schon von der Ferne ein Haus, das er von früher her als ein gutes jüdisches Wirtshaus kannte. Er machte den Rabbi darauf aufmerksam und bat ihn um die Erlaubnis, den Schlitten verlassen zu dürfen, um beim Wirt anzufragen, ob er etwas zu essen habe. Die Erlaubnis wurde ihm auch bereitwillig erteilt. Schon nach

einigen Augenblicken kehrte er freudestrahlend zurück und berichtete dem Rabbi, daß in diesem Gasthause ein vorzügliches Mahl zu haben sei. „Hast du den Wirt gefragt, was bei ihm zu essen gibt?“ sagte der Rabbi. „Nein“, erwiderte der Diener. „Dies hielt ich für überflüssig. Es roch in der Stube so gut nach verschiedenen Gewürzen und Braten, daß ich daraus schloß: hier muß es ein vorzügliches Essen geben.“ „Steige hinauf,“ befahl der Rabbi, „wir fahren weiter. Denn merk' dir's, mein Sohn: wo viel Gewürze verwendet werden, da ist das Fleisch alt und schlecht. Gutes, frisches Fleisch bedarf der vielen Gewürze nicht. Etwas Salz, Pfeffer und die wenigen nötigen Zutaten, und der Braten ist gut. Wenn man den Geruch der Gewürze allzusehr herausspürt, dann muß das Fleisch sehr schlecht und verdorben sein, und man nimmt eben deshalb zu den Wohlgerüchen seine Zuflucht, um den wenig angenehmen Geruch des verdorbenen Fleisches zu verscheuchen. Beim Essen zeigt es sich aber, wie das Fleisch ist, ob gut oder schlecht.“ —

Alle modernen und künstlichen Mittel zur Hebung des Besuches des Gotteshauses, zur Erzeugung von Andacht im Gotteshause und zum Wachrufen des Interesses am Gottesdienste gelten nur als Beweis, daß etwas faul ist in den Gemeinden, die zu solchen künstlichen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen sich genötigt sehen. Wo das Bedürfnis zu beten vorhanden ist, dort stellt sich die Andacht von selbst ein, dort werden die Gotteshäuser besucht, ohne jegliche Kunst- und Lockmittel, und dort wird auch gebetet, wie man in jüdischen Gotteshäusern beten soll: andächtig, inbrünstig, der Vorbeter und die Gemeinde. Chor und Orgel, Damensoli und Männerquartette, theatralische „Aufführungen“ von Gebeten, sie bilden eben die Gewürze, um diejenigen anzulocken, die von Religion und Glauben wenig verstehen. Sie bilden

eben eine Art Betäubungsmittel. Solcher Mittel bedürfen aber diejenigen Gemeinden nicht, die innerlich gesund sind, und in denen das Interesse für Religion und Glauben frisch und lebendig ist. Und das schlechte Fleisch, mag es noch so sehr gewürzt sein, es wird niemandem recht bekommen. Man wird sich von den Gewürzen verlocken lassen, aber nicht für lange. Chor und Orgel können unmöglich das religiöse Bedürfnis, zu beten, erzeugen und für die Dauer andächtig stimmen. Die musikalischen Aufführungen mögen von künstlerischem Standpunkte schön, erhaben und erhebend sein, dann sind sie gute musikalische Produktionen, die wohl dem Ohre schmeicheln, aber das religiöse Herz, das sich nach Gott sehnt und mit seinem Gotte Zwiesprache halten will, unmöglich befriedigen können. Anders jedoch das von Natur aus frische, gute Fleisch. Etwas Salz und Pfeffer, und der Braten ist gut und bekömmlich. Wo das religiöse Bedürfnis, zu beten, vorhanden ist, dort kann man auf die modernen Errungenschaften verzichten, und die Gotteshäuser sind doch stark besucht, und der Gottesdienst, wenn auch äußerlich nicht so anziehend und verlockend oder gerade deshalb, erfreut sich des stärksten Zuspruches. Denn Gott will das Herz רחמנא לבא בעי.

Die Leiden.

Ein Neger aus den afrikanischen Wüsten kam einst in die Hauptstadt eines großen Reiches, die weit und breit als die Pflanz- und Pflegstätte der Kunst und Wissenschaft galt. Hier wollte er sich von allen Errungenschaften und Fortschritten der Kultur und Bildung durch Augenschein überzeugen. Sein erster Besuch galt der Klinik eines berühmten Arztes, dessen Ruhm und Größe, dessen Kunst und Geschick-

lichkeit in allen Tonarten gepriesen wurde. Es wurde ihm auch erzählt, daß dieser Arzt Leidende und Kranke, die fast dem Tode geweiht sind, durch seine Kunst heile und am Leben erhalte, und daß er von allen als der größte Wohltäter der Menschheit gepriesen werde. Aber wie groß war das Erstaunen und Entsetzen des Fremdlings, als ihn der berühmte Arzt in eines seiner Gemächer führte, das er als Operationssaal bezeichnete. Hier sah er Werkzeuge und Instrumente verschiedener Art, die von Blut besudelt waren, ferner Stricke und Gurte, Maschinen und Tragbahren, die ihm naturgemäß fremd und neu erschienen. Auf die Frage des Negers, wozu er dieses alles brauche, und welchem Zwecke sie dienen, erwiderte der Arzt, dieses alles sei zur Heilung und Rettung von Leidenden und Kranken bestimmt. Der Sohn der afrikanischen Wüsten konnte dies nicht begreifen; denn, so fragte er sich, wie können solche Werkzeuge Heilung und Rettung bringen? Der Arzt, der sein Erstaunen bemerkte, riet ihm, sich ein wenig in Geduld zu fassen, er werde ihm bald die Bestimmung all dieser Instrumente zeigen. Bald darauf wurde auch ein Schwerkranker in den Operationssaal gebracht, und nachdem er in Schlaf versetzt worden, begann der Arzt, an seinem Körper zu schneiden und gewisse Teile aus demselben zu entfernen. Das Blut floß in Strömen, doch der Arzt kümmerte sich wenig darum, er schnitt weiter. Da schrie der Neger auf: „Was? Bin ich hier in der Pflegstätte der Wissenschaft und nicht unter Wilden in einem entlegenen Weltteile! Bist du wirklich ein Wohltäter der Menschheit und nicht ein gemeiner Mörder, der mit größter Seelenruhe Menschenblut vergießt? Man preist deine Kunst, daß du Kranke heilest und Leidende von ihren Qualen erlösest, und nun fügest du dem Kranken noch größere Leiden und Schmerzen hinzu, daß er tot hier liegen bleibt!“ Lächelnd erwiderte einer der Assistenten: „Du

sprichst deshalb so, weil du eben aus den afrikanischen Wüsten kommst. Dir muß dieser Vorgang fremd und sonderbar erscheinen, weil du eben ein Neger bist und unsere Kultur, die großen Fortschritte und Errungenschaften unserer Wissenschaft nicht kennst. Wir aber, die wir das Glück haben, in einem zivilisierten Weltteile und in einem kulturell hochstehenden Lande zu leben; wir, die Schüler und Jünger dieses großen Meisters — wir wissen genau, daß alles, was dieser berühmte Arzt tut, nur zum Besten des Kranken geschieht. Denn er ist in der Tat ein Wohltäter der leidenden Menschheit, und wenn er auch Blut vergießt, schneidet und Schmerz bereitet, so geschieht es nur, um den Kranken zu retten und am Leben zu erhalten. Du kannst es naturgemäß nicht wissen, wir wissen es aber aus Erfahrung. Jeder Schnitt und jede Wunde, die dem Kranken beigebracht wird, alles geschieht nach einem bestimmten Plan und einer gewissen Berechnung, die nur der Heilkünstler kennt. Keineswegs willkürlich, sondern nur im Interesse der Rettung und Heilung des Kranken."

Nicht viel besser wie jenem Neger ergeht es häufig uns auf Erden, namentlich und fast ausnahmslos in den Stunden der Not und des Elends, der bittern, schmerzvollen Prüfungen, die niemandem im Leben erspart bleiben. Dann beginnen wir an der Allgüte des himmlischen Vaters zu zweifeln, und mit vor Tränen erstickter Stimme murmeln wir: למה יללה כה „Warum, o Gott, hast du dieses getan?" Wie der Sohn der afrikanischen Wüsten, sprachen die Söhne Jakobs, als sie von Josef des Landesverrates beschuldigt wurden (מה זאת עשה אלקים לנו), ebenso sprach Naëmi, als sie arm und hilflos nach Bethlehem zurückkehrte (אני מלאה הלכתי וריקם השיבני ד"), und so sprach Job, als er von Leiden mannigfacher Art heimgesucht wurde (תם ורשע הוא מכלה), und so spricht fast jeder, so ihm der bittere Kelch der Leiden verabreicht wird. Niemand denkt in solchen Stunden, daß der

allweise und allgütige Weltenschöpfer nichts ohne Plan und ohne Berechnung geschehen läßt, daß die Wunden, die uns geschlagen werden, die Leiden, die wir erdulden müssen, uns zum Heile und Wohle gereichen, daß sie, wie unsere Weisen so treffend bemerken, יסורים של אהבה sind, Schmerzen und Leiden, die nur in der Liebe ihren Ursprung haben und in der Liebe begründet sind. Schneidet doch der Arzt den Kranken, wenn es nötig ist, nicht um ihn zu töten, sondern ihn zu heilen und zu retten! Und je näher ihm der Kranke steht, desto gründlicher und gewissenhafter wird er ihn operieren, desto mehr wird er sich bemühen, alle schädlichen Keime von ihm zu entfernen und sie auszumerzen, ohne Rücksicht darauf, daß der Kranke stöhnt und ächzt, und daß sein Blut vergossen wird. Das sind die wahren יסורים של אהבה, die Leiden und Schmerzen, die nur in der Liebe ihren Ursprung haben. Freilich, dies weiß nur der Arzt und seine Umgebung, die ihm nahe steht, wie jeder, der zum Heilkünstler Zutrauen hat. Der Laie und Fernstehende wird sich seinen Vorgang nicht erklären können, und der Sohn der Wildnis wird ihn sogar als grausam und herzlos, als Mörder bezeichnen. Und doch ist und bleibt der geschickte Operateur ein Wohltäter der Menschheit und der Neger — ein Neger, unwissend, töricht und verblendet. All seine Klagen und Anklagen wird der Arzt als Ausdruck seiner grenzenlosen Dummheit ruhig hinnehmen und ihn nur bemitleiden. Hätte er in der Nähe des Arztes geweilt, seine Werke gelesen, sich Mühe genommen, ihn zu verstehen, er würde sicherlich mit seinem vernichtenden Urteil vorsichtiger gewesen sein. כי את אשר יאהב ה' אתו יוכיח „Wen Gott liebt, den sucht er heim," er verursacht ihm zwar Leiden und Schmerzen, aber nicht in der Absicht, ihn zu vernichten, sondern ihn zu retten und zu erhalten. Wir müssen nur Vertrauen zum Weltenschöpfer haben und von seiner Allgüte überzeugt sein. Dann werden

wir nicht mehr klagen und murren und alle Prüfungen und Schickungen in Geduld und Ergebung ertragen.

Ein Troſt im Leide[1]).

Als der große Alexander, der die Welt erobert hatte, ſein Lebensende herannahen ſah, empfand er darob keine Angſt und Furcht wie die gewöhnlichen Sterblichen, die ihrer letzten Stunde zitternd und bebend entgegenſehen. Er war eben der Schüler des Weiſeſten unter den Weiſen und erkannte mit Recht, daß אין שלטון ביום המות „daß die Herrſchaft nichts gilt am Tage des Todes". Er ſah dem Tode ohne Furcht entgegen, mit der Ruhe des Philoſophen, der über dem Leben ſteht, weil er in den Grund des Lebens geſchaut. Eines aber bedrückte ſein Herz: ſeine Mutter. Er dachte an ihren Schmerz, wenn die Kunde von ſeinem Tode ſie erreichen würde, und dieſes verurſachte ihm den größten Kummer. Er überlegte, wie er noch vor ſeinem Tode die Mutter tröſten könnte über ſein Sterben und ſchrieb endlich folgenden Brief an ſie: „Meine Mutter! Bedenke, daß alles, was beſteht und iſt, einſt vergehen und ſchwinden muß. Dein Sohn wollte aber nie zu den kleinen Geiſtern gehören, die auf Königsthronen ſitzen; dem Regierenden gebührt auch ein ragender Geiſt. Auch du wirſt nicht ſein wollen eine von den Kleinmütigen unter den Königsmüttern. Darum befehle ich dir dieſes eine als meinen letzten Willen. Wenn du erfährſt, daß ich nicht mehr bin, trauere nicht, wie es die kleinen Geiſter tun. Gebiete, ein großes Haus zu bauen und laß ausrufen im Lande, daß alle Fürſten und Edlen zur beſtimmten Zeit dort erſcheinen, aber niemand möge

[1]) Nach צרי הירגון

kommen, der irgendeine Sorge im Herzen habe. Fröhlicher Sinn soll dich umgeben, und in der Freude der andern sei selber froh. Ich will, daß ein Freudenfest sei am Tage meines Todes." — Der große Alexander starb, und die Mutter erhielt seinen Brief. Sie tat, wie ihr geboten wurde, sie ehrte den letzten Willen des Königs, obwohl sie ihn nicht verstand. Sie ließ das Haus erbauen und schmücken zum Freudenfeste und ließ die Fürsten und Edlen des Landes rufen, mit dem Befehle, ein jeder soll kommen, der keine Sorge im Herzen trage. Das Haus war fertig, das Fest bereitet, die Königsmutter saß auf dem Throne und erwartete ihre Gäste. Allein — niemand kam. Da fragte sie zornesbleich ihre Räte: „Was ist denn geschehen, wurde mein Befehl nicht ausgeführt, habt ihr die Edlen und Fürsten nicht eingeladen? Warum ist niemand von ihnen gekommen?" „Erhabene Fürstin," erwiderte der Erste im Rate, „es ist geschehen, wie du befohlen hast. Allein du befahlst, daß nur diejenigen kommen, die keine Sorgen im Herzen tragen, und es gibt auf Erden niemand, der ohne Sorgen wäre, auch unter den Fürsten und Edlen niemand, der vor dir erscheinen könnte." Da beugte die Fürstin sinnend ihr Haupt, und eine Träne der Wehmut stahl sich in ihr Auge, und sie sprach: „Mein lieber Sohn, mein weiser Sohn! Jetzt verstehe ich dich ganz. Du wolltest mich in meinem Leide trösten, und du hast mich getröstet. Wenn unter all den Großen im Reiche es keinen einzigen gibt, der nicht des Lebens Leid erfahren hat, wie sollte ich trauern, wenn das allgemeine Geschick auch das meinige wurde!" —

Darin ist auch ein Trost enthalten für jeden, der von Leid und Weh heimgesucht wird. Der bittere Kelch der Leiden — er wird jedem im Leben verabreicht, dem einen früher, dem andern später, aber an niemandem geht er spurlos vorüber, auch an den Großen und Mächtigen nicht.

Leiden, Sorgen, Kummer und Schmerz — sie bleiben niemandem erspart im Leben. Alle müssen sie erdulden, die Hohen wie die Niedrigen, die Fürsten wie die Bettler, die Reichen wie die Armen. Das ist Menschenlos und Menschenschicksal.

Leider wollen es nur die wenigsten einsehen, und das ist auch der Grund, weshalb in unserm Zeitalter besonders so wenige die Kraft und den Mut finden, Leiden und Schmerzen zu ertragen. Es fehlt ihnen der eigentliche Halt im Leben, das unerschütterliche, felsenfeste Gottvertrauen. Es fehlt ihnen aber auch die Einsicht und die wahre Erkenntnis und das richtige Verständnis für das Leben. Leben heißt zuweilen auch leiden, Leben heißt auch sorgen, und das Leben gebietet, Leiden und Sorgen mit Geduld und Ergebenheit ertragen. Und weil es niemanden gibt, der nie des Lebens Leid erfahren und keine Sorgen hätte, deshelb ist es auch töricht, andere zu beneiden, ihnen ihr sogenanntes Glück zu mißgönnen. Denn ob sie auch reich und groß und mächtig sind, sie sind doch Menschen. Und kein Mensch bleibt vor Kummer und Sorgen, Leiden und Schmerzen verschont. Die Leiden und Sorgen mögen zwar mannigfacher Art und verschieden sein, aber sie suchen immerhin jeden heim und verschonen niemand. יעז וישמח במתת גורלו „Möge sich daher jeder freuen und begnügen mit seinem Lose“ [1]), aber möge auch niemand glauben, daß sein Los das traurigste und schlechteste sei auf Erden. Des Lebens Leid erfährt jeder und muß schließlich jeder ertragen.

[1]) Festgebete zum Wochenfeste.

Wenn die Not am höchsten ist ...

In einem einsamen Dorfe lebte einst ein armer Feldarbeiter, der sich und sein einziges Kind schwer und kümmerlich ernährte. Dieses Kind bildete die einzige Freude, aber auch die einzige und größte Sorge des liebenden Vaters. „Mein Kind," sprach der Vater eines Tages zu seinem Sohne, als er keine Arbeit fand und sie dem Hunger preisgegeben waren, „komm, wir wollen nach der benachbarten Stadt ziehen, wo es mir und dir gewiß besser ergehen wird. Ich werde dort eher Arbeit und Erwerb finden und du — edle, mitleidvolle Herzen, die sich deiner, der mutterlosen Waise, erbarmen und annehmen werden." Und da das junge, zarte Kind niemals in einer Stadt war und sich davon keine richtige Vorstellung machen konnte, schilderte ihm der Vater die Annehmlichkeiten der Großstadt und malte ihm die Freuden aus, die dort seiner harren. Das Kind, voll Freude und Hoffnung, in der Stadt alles zu finden, wonach ein junges Herz begehrte, erklärte sich bereit, das einsame Dorf zu verlassen und mit dem Vater nach der Stadt zu marschieren. Allein der Weg zur Stadt war weit, und dem schwachen Kinde erschien er endlos. Als er ein großes Gebäude in der Ferne erblickte, aus dem ein schnurrendes, summendes und zischendes Geräusch erscholl, und aus dem Rauch und Dampf drangen, rief es freudig aus: „Siehe, Vater, dort ist schon die Stadt!" „Mein Kind," meinte darauf betrübt der Vater, „dieses ist die Stadt noch nicht." Und sie gingen weiter über Feld und Flur, über Berg und Tal, durch Wald und Wiese, und das zarte Kind wurde immer müder und schwächer und quälte unaufhörlich den Vater mit der Frage, wo sich eigentlich die Stadt befinde, und wann sie dorthin gelangen werden. „Höre, mein Kind," sprach endlich der Vater, über die lästigen Fragen des Kindes erzürnt, „wenn

du einen Friedhof siehst mit Gräbern und Leichensteinen, dann kannst du dich zu freuen anfangen, denn dann sind wir in der Nähe der Stadt. Denn eine Stadt ohne Friedhof ist undenkbar, ebenso ein Friedhof ohne Stadt. Wenn du also einen Friedhof siehst, dann wisse, daß die Stadt nicht ferne ist, und dann freue dich, denn dann sind wir unserm Ziele sehr nahe." —

„Gott wird dich erhören am Tage der יענך ה' ביום צרה Not". Wenn deine Hoffnungen vernichtet werden, deine Wünsche unerfüllt bleiben, wenn deine Pläne fehlschlagen, wenn alles über dir zusammenzubrechen droht und du schon keinen Ausweg vor dir siehst, dann, o Mensch, beginne erst recht, zu glauben und zu hoffen auf die Hilfe deines Gottes. Wo die Not am höchsten, dort ist die göttliche Hilfe am nächsten. Eine Stadt ohne Friedhof ist fast undenkbar und kommt nur selten vor. Glück und Zufriedenheit ohne anstrengende Arbeit, ohne vorangegangene Mühen, Sorgen, Leiden, Kummer und Enttäuschungen, wie wenigen sind sie vergönnt und beschieden. Ohne Fleiß kein Preis, und ohne Arbeit kein Lohn. Häufig, sehr häufig kommt es vor, daß der scheinbare Friedhof, der Ort der Tränen und Trauer, sich als eine Stätte erweist, wo uns Freude erwartet und das Glück, daß das, was wir am meisten fürchteten und uns als das traurigste und schrecklichste erschien, sich später als das Gegenteil erwies: als der Ort auch unseres Glückes und unserer Freude. Was wir anfangs als unser größtes Mißgeschick bezeichnen, pflegt sich häufig zu unserm Heile und Wohle zu gestalten. Der eine mußte frühzeitig Vater und Mutter verlassen und den Wanderstab ergreifen, um in der fernen, fremden Welt sein Brot zu suchen. Dies erschien ihm anfangs als ein großes Mißgeschick. Und doch erwuchs ihm daraus Heil und Segen. Denn dadurch hat er sein Glück gefunden und seine Zukunft begründet. Einem

andern wurde plötzlich sein Nahrungszweig abgeschnitten; er verlor seine Stellung, sein Brot. Und gerade dies gestaltete sich später zu seinem Wohle. Denn er schuf sich einen neuen Wirkungskreis und er erzielte größere Erfolge als früher. Auch für ihn kam nach dem Friedhof die Stadt. ומתוך צרה המציאם פרות ורווחה „Aus der Not selbst entstand für ihn Glück und Freude".

Dasselbe sehen wir auch in der Geschichte unseres Volkes, in der Geschichte Israels. Die Not und Bedrängnis wird häufig für Israel die Quelle des Segens und des Heiles. Seinen Leiden und Qualen verdankt Israel seinen Bestand und seine Zukunft. Wer weiß, ob wir heute noch an unser Judentum gedacht hätten, wenn man uns nicht auf Schritt und Tritt erinnert hätte, daß wir noch Juden sind. Und wer weiß, ob wir noch unserm Glauben treu geblieben wären, wenn nicht manche so lieblos gewesen wären, uns unseres Glaubens wegen zu bedrücken und zu verfolgen. ממכה עצמה מתקן רטיה „Aus der Wunde selbst bereitet Gott das Pflaster zur Heilung". Die Wunden, die man uns geschlagen und schlägt, sie bilden das Pflaster und zugleich den Kitt, der uns zusammenhält. Nach dem Friedhof kommt die Stadt, und dort finden wir, was wir suchen — sollen: unsern Glauben, unser Volk, unsere Brüder, unser Judentum. In den Leiden finden wir uns selbst wieder. Aus den Leiden erspießt uns der Segen, sie sind die Ursache unserer Erhaltung, unserer Entwicklung, unseres Seins.

Die Zunge.

Der einzige Sohn eines mächtigen Monarchen erkrankte einst sehr gefährlich. Es wurden natürlich die größten und berühmtesten Ärzte des Reiches an das Krankenbett des

jungen Königssohnes berufen, aber vergebens. Der Zustand des jungen Prinzen verschlechterte sich von Tag zu Tag, und der mächtige König war darob trostlos, das ganze Land von Trauer erfüllt. Es wurden immer neue Ärzte zum sterbenden Königssohne berufen, doch alle erklären seinen Zustand für hoffnungslos. Nur ein Arzt versprach, ihn zu retten und ihn zu heilen, wenn man ihm ein bestimmtes Kraut verschaffe, dessen der Kranke zu seiner Genesung bedürfe. Dieses Kraut war aber selten und schwer zu finden. Der König ließ im Lande verkünden: wer ihm das seltene Kraut bringe, den werde er königlich belohnen und mit den höchsten Ehren auszeichnen. Bald darauf gelang es einem Jägersmann, dieses Kraut zu finden; und mit diesem kostbaren Fund machte er sich schleunigst auf den Weg zum Palaste des Königs. Er langte in der Residenz nachts an und begab sich zur Ruhe, in der Absicht, zeitlich früh dem Könige das gewünschte Kraut zu überreichen, und in der freudigen Erwartung der königlichen Belohnung. Als er sich zur Ruhe begab, begannen seine Glieder und Organe miteinander zu streiten. Der Kopf sprach: „Die königliche Belohnung gehört mir, da ich auf den Einfall kam, dieses Kraut im Walde zu suchen." Die Füße sprachen: „Die Belohnung gebührt uns, denn wären wir nicht in den Wald gegangen, und hätten wir diesen Weg zum Könige nicht zurückgelegt, dann hätte er dieses Kraut nicht erlangt." Die Hände sprachen aber: „Nicht dem Kopf und nicht den Füßen gebührt die königliche Belohnung, sondern uns. Denn hätten wir das Kraut nicht gepflückt, dann wäre eure Mühe vergebens." Aber auch die Augen wollten die königliche Belohnung nur für sich beanspruchen, da sie doch das Kraut im Walde zuerst sahen. Die Ohren meinten jedoch: „Hätten wir nicht gehört, was der König verkünden ließ, ihr hättet das Kraut nimmer gesucht und gefunden. Die Belohnung

gebührt demnach ausschließlich uns." Endlich wagte auch die Zunge auf die königliche Belohnung Anspruch zu erheben. Doch da kam sie schön an. Alle streitenden Glieder und Organe lachten sie einfach aus, da sie doch nichts tat und in keiner Weise an diesem kostbaren Funde beteiligt war. „Und doch", sprach die Zunge, „hängt alles von mir ab. Wenn ich nicht will, so wird keiner von euch belohnt, sondern eher hart bestraft werden." Diese Worte entfesselten einen Sturm der Heiterkeit unter den Streitenden, und die Zunge wurde von ihnen geneckt und ausgelacht wegen ihrer großen Dummheit. Am folgenden Tage machte sich der Jägersmann schon in aller Frühe auf, den königlichen Palast aufzusuchen. Alle Glieder waren gespannt und neugierig, wen von ihnen der König am meisten belohnen und auszeichnen werde, und alle blickten voll Verachtung und Geringschätzung auf die Zunge, die bestimmt leer ausgehen würde, da sie doch keinen Anspruch zu erheben berechtigt sei. Da lächelte die Zunge ganz verschmitzt und sprach kein Wort. Endlich wurde der Jägersmann zum Könige geführt. „Hier", sprach nun die Zunge, „bringe ich dir, o König, ein sicher tötendes Gift für deinen kranken Sohn. So du ihm dieses Kraut reichest, wird er sicher sterben." Als der König diese Worte vernahm, wurde er sehr zornig und befahl, den Jäger zu töten. Und als er zur Richtstätte geführt wurde, sprach die Zunge zu den Gliedern, die da zitterten und bebten: „Habe ich euch nicht gesagt, daß die größte Belohnung mir gebühre. Euer Schicksal lag in meiner Hand; hätte ich gewollt, so wäret ihr königlich belohnt worden, da ich es nicht wollte, müsset ihr elend sterben. החיים והמות ביד הלשון „Leben und Tod hängen häufig von der Zunge ab." —

Die böse Zunge vermag viel. Das Gute, das Edle und Erhabene — ein Wort vermag es zu zerstören und in das Gegenteil zu verwandeln. Besonders viel hatte und hat Israel

unter der böſen Zunge ſeiner Verleumder, Neider und Haſſer zu leiden. Was wurde ihm nicht alles angedichtet und zur Laſt gelegt. Ein Schlagwort in die Menge geworfen, bedeutete oft Tod und Verderben für Tauſende und aber Tauſende Menſchenleben. Das Gute, das die Menſchheit Iſrael und ſeiner Lehre verdankt, es wurde ſchnöde entgolten, weil die böſe Zunge Lügen ausſtreute und verbreitete, wie z. B. Brunnenvergiftung und Ritualmord und derartige Böswilligkeiten mehr. Und es iſt auffallend und erſtaunlich, wie leicht und ſchnell ſolche Lügen Glauben finden. Die Zunge vermag eben viel. Einſt, ſo erzählt der Talmud, werden alle Tiere ſich verſammeln und die Schlange fragen, welchen Genuß ſie eigentlich davon habe, wenn ſie den harmloſen Wanderer beißt und durch ihr Gift tötet. Darauf werde die Schlange zur Antwort geben: Warum richtet ihr dieſe Frage an mich, an das niedrigſte Geſchöpf der Schöpfung, das auf der Erde kriecht und Staub frißt. Fraget doch lieber den Menſchen, der nicht wenig eingebildet und ſtolz iſt auf ſeine Vernunft, ſeine Intelligenz und ſeinen hohen Verſtand, welchen Genuß er davon habe, wenn er mit ſeiner böſen Zunge Menſchen tötet, die er vielleicht nie geſehen und gekannt, und Exiſtenzen vernichtet, ohne von ihnen Böſes erfahren zu haben. Die Schlange tötet nur in der Nähe, die böſe Zunge, die verleumdet, vernichtet und tötet auch in der Ferne. Sie ſpricht Böſes hier und tötet damit in Rom. Und weil die Zunge über Leben und Tod gebietet, meinten unſere Weiſen ferner, wurde ſie mit einem doppelten Zaun verſehen; ſie iſt eingeſchloſſen von den Zähnen und den Lippen. Dieſer doppelte Schutz erweiſt ſich aber häufig als unzureichend. Denn noch immer hängt Leben und Tod von der Zunge ab, und groß iſt die Zahl derer, die noch immer leiden und dulden müſſen als unſchuldige Opfer der böſen Zunge.

Die öffentliche Ermahnung.

In frühern Zeiten war es Sitte, daß der Wächter der Stadt jede Stunde der Nacht laut verkündete, die die Uhr auf dem Turm schlug. Diese Sitte hat sich in manchem Orte bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich jetzt fast jeder selbst eine Uhr hat und in jedem Hause eine Uhr sich befindet, die die Zeit anzeigt. Eines Tages kam nun ein Fremder aus der Großstadt in ein kleines Städtchen, dessen Bewohner an den alten Sitten und Gebräuchen festhielten, und wo der Hüter der Stadt jede Stunde der Nacht, wie in alten Zeiten, laut verkündete. Dem Fremden fiel es auf, und er befragte den Wächter darüber. Er sprach: „Dieses Verkünden der Stunden habe doch eigentlich keinen Zweck. Denn dem Schlafenden ist es doch gleichgültig, welche Stunde schlägt, und der Wachende — hat doch selbst eine Uhr und kennt die Zeit." „Ich tue es deshalb," erwiderte lächelnd der Gefragte, „um zu zeigen, daß ich nicht schlafe, daß ich meine Pflicht erfülle und wache." —

Diese Frage in übertragenem Sinne wird häufig auch an die Lehrer und Priester Israels in der Gegenwart gerichtet. Wenn je, so gilt von unserm Zeitalter der Ausspruch unserer Weisen: תמה אני אם יש בדור הזה מי שיודע לקבל תוכחה „Es würde mich sehr wundern, wenn es unter diesen Zeitgenossen noch jemanden gebe, der bereit wäre, eine Strafrede anzuhören und eine Ermahnung zu beherzigen." Auch heute gibt es Schlafende und Wachende, solche, die im Schlafe verharren und die sich um die Verkündigung der Zeitstunde nicht kümmern und im Schlafe sich nicht stören lassen, und solche, die wachen und die selber wissen, welche Stunde geschlagen hat. Alle aber haben ihre eigenen Uhren, ihre eigenen Ansichten und Meinungen über Gott, Religion, Glauben, Judentum, über Sabbat- und Speisegesetze, wie

über die Thora im allgemeinen. Der Fromme ist fromm, der Gläubige ist gläubig; wer halten will, hält, und wer schlafen will, verharrt im Schlafe und läßt sich nicht stören. Wozu also die öffentliche Ermahnung im Gotteshause, wozu die vergeblichen Versuche, die Zuhörer zu bewegen, es mit ihren Israelitenpflichten genauer zu nehmen, zur Religion, zur Thora zurückzukehren. Die Schlafenden hören es doch nicht; die Gleichgültigen und gar die Irregeführten lassen sich nicht bekehren, und die Wachenden, in deren Herzen die Liebe zu unserer Religion nicht erloschen ist, wissen doch selbst, was sie ihrer Religion und ihrem Volkstume schulden, und welchen Weg sie zu wandeln haben. Oder wie der Volksausspruch lautet: Der Gute braucht keinen Brief, und dem Bösen nützt kein Brief! Wozu also die Ermahnungen der Lehrer und Priester in den Gotteshäusern?

Und doch sollen sie, die berufen sind, an der Spitze der Gemeinden zu stehen und das religiöse Leben der Gemeindeangehörigen zu überwachen, nicht ermangeln, ihre Zuhörer zu ermahnen und auch mit ihrem Tadel, wenn es not tut, nicht zurückzuhalten. Denn dieses ist nicht nur ihr Beruf und ihre Pflicht, sondern sie müssen auch zeigen, daß *sie nicht schlafen*, daß sie wachen, und daß nichts ihnen entgeht. Die Wachenden fühlen sich dann nicht so einsam und verlassen, wenn sie wissen, daß der Wächter mit ihnen wacht und sie und ihre Besitztümer behütet. Und manche der Schlafenden — vielleicht könnte er erwachen, wenn nur der Wächter mit lauter Stimme die Stunde verkündet. Gibt es doch solche, die nicht fest schlafen und auch wieder andere, die leicht zu erwecken sind. Und wer wird im Schlafe verharren, wenn der ganzen Stadt eine ernste Gefahr droht und der Wächter Lärm schlägt! Dann erwachen alle, und dann hat der Wächter seine Pflicht voll und ganz erfüllt, seine Aufgabe glänzend gelöst. —

Solche Wächter tun besonders unserm Zeitalter not. Die Zeit ist ernst, und die Gefahr, die unserer Religion von äußeren, mehr noch von inneren Feinden droht, ist groß. Und da können die Wächter, die ihrer Pflicht sich bewußt und von ihrem heiligen Berufe tief durchdrungen sind, nicht oft genug laut und warnend ihre Stimme erheben und jede Stunde verkünden, auf jede Wendung und jeden Vorgang innerhalb ihrer Gemeinden und des Gesamtjudentums die Wachenden und — Schlafenden aufmerksam machen. Die Wachenden werden dann erst recht wach bleiben, und die Schlafenden — möglich, daß sie erwachen, wenn sie sich der herannahenden Gefahr ernstlich bewußt werden. —

Der Wächter hat demnach eine doppelte Aufgabe: in der Stunde der Gefahr zu warnen und jene zu beruhigen, die einsam wachen. Der Prophet, der auf der hohen Warte stand, wird bald צופה, bald שומר genannt. Als צופה hatte er die Pflicht, das Volk rechtzeitig auf die herannahende Gefahr aufmerksam zu machen und es zu warnen. וראית דבר ואמרת וכו'. Als שומר hatte er die Pflicht, das Volk zu trösten und zu beruhigen, namentlich in finstern, trüben Stunden. Auf die Frage: שומר מה מלילי „Wächter, was wird aus der Leidensnacht werden?" antwortete der Prophet: אתא בקר „Freunde, beruhigt euch, es wird auch der Morgen herandämmern", die Nacht wird nicht ewig andauern.

Diese doppelte Aufgabe fällt in diesem Zeitalter auch jedem Lehrer und Priester zu: er soll auf der einen Seite mahnen und warnen, auf der andern Seite trösten und beruhigen. Mahnen und warnen soll er auf religiösem Gebiete, beruhigen und trösten soll er aber im Hinblick auf die Leiden, die Israel der Gegenwart noch immer zu erdulden hat. אמץ ברכים כשלות.

Glaube und Bildung.

Einem armen Manne, der in den dürftigsten Verhältnissen lebte, fielen einst durch eine unerwartete Erbschaft unermeßliche Reichtümer in den Schoß. Sein erster Gedanke war, die Aufmerksamkeit aller seiner Bekannten auf sich zu lenken. Er begab sich zu seinem reichen Nachbar, von dem er schon früher wußte, daß er über herrlich eingerichtete Gemächer verfügte, um derentwillen er ihn nicht wenig beneidet hatte, und ersuchte ihn, ihm die Einrichtung seines Hauses und seiner Gemächer zu zeigen. Diese Bitte wurde ihm auch bereitwilligst gewährt. Denn einem Reichen gegenüber pflegt man in der Regel sehr liebenswürdig und zuvorkommend zu sein. Der reiche Nachbar zeigte dem reichgewordenen Armen alle seine Gemächer und deren Einrichtung; er erklärte ihm auch die verschiedenen Zwecke, denen sie dienten, und führte ihn endlich in ein Gemach, das er als das kostbarste und teuerste seines ganzen Hauses bezeichnete. Dasselbe enthielt auserlesene Nippessachen von seltenem Wert, Geräte, Waffen, Bilder, Schmucksachen und Verzierungen aller Art, deren Ankauf sehr schwer und sehr kostspielig war. Dieses Gemach, fügte der Hausbesitzer hinzu, errege stets die Bewunderung aller, die in sein Haus kämen. Nun, dachte der plötzlich reichgewordene Arme, wenn *ein* Zimmer voll Nippessachen den Schmuck und die Zierde eines herrlich eingerichteten Hauses bildet und die Bewunderung aller erregt, wie herrlich müßte erst *das* Haus sein, das nur solche Kostbarkeiten enthält! Er ließ sich ein großes, geräumiges Haus bauen und füllte dessen Gemächer mit Schmuckgegenständen und Raritäten jeglicher Art aus. Zur Einweihung des Hauses lud er alle seine Bekannten ein und zeigte ihnen voll Stolz und Selbstbefriedigung all die Kostbarkeiten, die er für schweres Geld erworben. Er führte

die Gäste von einem Gemach ins andere, doch überall dasselbe Bild: lauter Raritäten und nichts als Raritäten. Nun baten die Freunde um die Erlaubnis, sich niedersetzen und ausruhen zu dürfen. Allein dafür war im ganzen Hause nicht vorgesorgt, und der Besitzer erklärte ihnen voll Stolz, daß er keine Stühle und Sessel besitze, da sein Haus nur Raritäten enthalte. „Wie?", fragten erstaunt die Gäste, „für ein solches Haus hast du Unsummen geopfert, für ein Haus, das dir als Wohnhaus dienen soll, und in dem jede Bequemlichkeit, ja das Allernotwendigste fehlt?" Und als sie seine Verlegenheit wahrnahmen, fügten sie belehrend hinzu: „Wisse, o Freund, diese Nippes- und Schmuckgegenstände sind zwar sehr schön und wertvoll, aber sie dürfen nie und nimmer die einzigen und ausschließlichsten Geräte des Hauses bilden. In ein Wohnhaus gehören vor allem die Einrichtungen, die den Bedürfnissen und Anforderungen des täglichen Lebens dienen: Tische, Sessel, Schränke, Betten usw.; in einem Wohnhause müssen eine wohleingerichtete Küche, behagliche, zeitgemäß eingerichtete Zimmer sein. Wenn dies alles vorhanden ist, dann ist ein Zimmer voll Raritäten schön, und es gereicht dem ganzen Hause zur Zierde. Wenn aber alle Gemächer nichts als Schmuck- und Ziergegenstände enthalten, dann ist das Haus als Wohnhaus gänzlich unbrauchbar, und es wirkt nur lächerlich." —

Wissen und Bildung sind Schmuckgegenstände, die jedem zur Zier und Ehre gereichen. Der Glaube hingegen ist ein Bedürfnis des Lebens, das, was dem Menschen Halt und Stütze verleiht in allen Stürmen und Herzensnöten. Israel hingegen scheint sich nicht viel besser und klüger zu benehmen als jener reichgewordene Arme, der aus lauter Prunksucht die Hauptsache mit der Nebensache vertauschte. Lange waren uns die Pforten zu den Hallen der Wissenschaften verschlossen; wir hatten zu ihnen keinen Zutritt, und die Er-

laubnis, sie zu betreten, wurde uns verweigert. Wir blickten voll Neid auf unsere Nachbarn, auf ihren Reichtum an Wissen und Bildung, auf ihre Kenntnisse und Fähigkeiten auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, die uns versagt waren. Nun brach eine neue Zeit heran, eine Zeit, da auch uns gestattet wurde, den Reichtum unseres Geistes und unserer Fähigkeiten auf allen Gebieten zu entfalten. Und da begingen wir jene Torheit, die geradezu lächerlich wirkt. Wir suchten plötzlich unsere Nachbarn zu überflügeln und wollten womöglich sie noch in Schatten stellen. Weil uns nämlich die Raritäten bei unserm reichen Nachbar gefielen, so vernachlässigten wir das Dringendste und Notwendigste, um uns nur mit diesen zu schmücken und zu brüsten. Wir vergessen aber, daß unsere Nachbarn für die Kostbarkeiten nur ein Gemach übrig haben, daß sie bei aller Liebe und Begeisterung für Bildung und Wissen die Hauptsache, was zum täglichen Leben und Gebrauch gehört: Religion, Glaubenstreue, Gottesfurcht, religiöse Erziehung der Jugend nie außer acht lassen; daß dies alles bei ihnen die Hauptsache und die Hauptsorge bildet. Dieses haben wir übersehen und wollen es noch immer nicht einsehen. In unserm Streben nach Wissen und Bildung lassen wir das unbeachtet, was für das Leben und im Leben so not tut: Religion und Glauben. Sobald wir reich an Wissen sind, werden wir arm an Glauben, in dem Maße, wie unsere Bildung zunimmt, nimmt unser Glaube ab. Daß Bildung und Wissen die schönste Zierde und den höchsten Schmuck eines jeden Menschen bilden und bilden sollen, soll durchaus nicht bestritten werden. Aber daß Wissen und Bildung Religion und Glauben ausschließen und sie direkt negieren, d. h. sich mit ihnen nicht vereinen lassen, muß entschieden bestritten werden. Darin können uns unsere Nachbarn als Beispiel dienen. Von ihnen könnten und sollten unsere gebildeten

Söhne und Töchter lernen, die Religion nicht als etwas Überflüssiges oder gar Überwundenes zu betrachten, sondern wie ein notwendiges Hausgerät als für das Leben und dem Leben unentbehrlich zu erkennen, dann werden sie auch treu bleiben unserm Volke und Glauben. Bildung und Wissen sind schön und nützlich, wenn sie gepaart sind mit Religion und Glauben, nie aber können und sollen sie Glauben und Gottesfurcht ersetzen oder sie gar verdrängen. Wo dies scheinbar der Fall ist, dann ist es eben keine wahre Bildung, sondern eine Halbbildung, die zuweilen noch schlimmer ist als Unbildung. —

In früheren Zeiten ...

An einem eisigkalten Wintermorgen fuhr einst ein mächtiger Fürst auf einer Landstraße, wo er einen Bettler erblickte, der trotz seiner dürftigen und zerrissenen Kleidung langsam und gemessenen Schrittes einherging. Der Fürst, der trotz seiner warmen Kleidung, der Pelze, Decken und Hüllen, die er zum Schutze gegen die Kälte mit sich führte, sehr fror, konnte sich das Benehmen des Bettlers, der unter der grimmigen Kälte überhaupt nicht zu leiden schien, nicht erklären. Er ließ den Wagen halten und sprach den in Lumpen gehüllten Bettler also an: „Spürst du denn die eisige Kälte nicht, daß du so ruhig und langsam einhergehst? Siehe, mich friert trotz der warmen Kleider, die ich anhabe, gar sehr, und du, der du nur dürftig bekleidet bist, scheinst unter dem eisigen Froste nicht zu leiden!" Worauf der Angesprochene erwiderte: „Hast du, mein Fürst, alle Kleidungsstücke an, die du besitzest?" „Nein," lautete die Antwort des Fürsten, „ich besitze selbstredend noch viele Gewänder, die in meinen Gemächern aufbewahrt sind. Auf

der Reise habe ich nur das Allernotwendigste und Unentbehrlichste an Kleidungsstücken mit." „Hättest du all die Gewänder angelegt, die du besitzest," meinte der Bettler, „dann wäre dir sicherlich nicht kalt gewesen. Nun, mein Fürst, ich aber habe alle Gewänder an, die ich besitze, und deshalb spüre ich die Kälte nicht." —

Wir sprechen heute so viel von der Vergangenheit und loben die alten Zeiten, in denen es namentlich in religiöser Beziehung um so vieles besser stand. Das Auffallende dabei aber ist, daß wir in unserer Zeit scheinbar viel größere Opfer für unsere Religion bringen, als unsere Vorfahren, deren ärmliche und drückende Verhältnisse solch bedeutende Opfer für Religion und Glauben, wie die unserigen es sind, gar nicht zuließen. Der Grund mag aber darin zu suchen sein, daß wir viel opfern, aber nicht alles. Unseren Vorfahren aber war die Religion alles, und für sie brachten sie die größten Opfer, gaben sie alles hin.

08903073

JUNE
19
1988

BM
740
K29
1911
c.1
ROBA

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 06 14 10 016 3